BASTEI

STERNEN FAUST

Exodus der Mantiden

Band 46 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Exodus der Mantiden

von Luc Bahl

Der achtzehnseitige Würfel klackte vernehmlich in der Feinhand des Gardisten. Er schüttelte den kleinen, fast kugelförmigen Gegenstand mit theatralischer Heftigkeit, bevor er ihn auf die spiralförmig abwärts führende Bahn warf, die sich bedächtig um ihre Achse drehte. Alles hing von diesem Wurf ab. Alles. Er ballte die Fäuste und auch sein Gegenspieler beobachtete gebannt, wie der Würfel in der rotierenden Bahn zum Spielfeld rollte, das seinerseits über achtzehn Vertiefungen verfügte. Noch bevor der Würfel auf das eine, das von allen Göttern gesegnete Feld zurollte, sah er den entsetzten Blick seines Gegners und feixte triumphierend.

Aber erst als die Stimme in seinem Rücken sprach, verstand er, dass das Entsetzen in diesem Blick nicht einem verlorenen Spiel galt.

»Exekutieren!«, sagte die Stimme hinter ihm mit eisigem Klang. »Sofort!«

»Wir sind doch nicht im Krieg!«, schimpfte Zkx'ttr. »Der Vorfall ist bis an die Ohren Ihrer Majestät gedrungen …«

»Der Vorfall, wie Sie zu sagen belieben, diente nur einem, nämlich der Sicherheit Ihrer Majestät«, erwiderte der Flügeladjutant von oben herab. »Und dafür bin ich verantwortlich und nicht Sie, Herr Minister!«

Zkx'ttr schnarrte seine Stimmstäbe empört gegen die Barten. Ein Ausdruck höchster Fassungslosigkeit.

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Herr Minister? Das tut mir aufrichtig leid …« Ein höhnischer Zug umspielte die Fühler von Kukk'tar. »Auch wenn es Sie schmerzt«, fuhr der Flügeladjutant ungerührt fort, »muss ich Ihnen in allem widersprechen. Meine Männer und ich sind immer im Krieg, wenn es um die Sicherheit Ihrer Majestät geht. Auch wenn Ihre Majestät selbst das anders sehen sollte. Ich nehme meine mir übertragenen Befehle sehr ernst. Was man in diesem Palast leider nicht von jedem sagen kann …«

»Die armen Burschen hätten zumindest einen Prozess verdient, das ist – wie gesagt – auch die Meinung der Königin.« Der Minister stieß seine Worte mit aller Schärfe hervor, erst danach spürte er, wie sich die Chitinplatten seines Gesichts ineinander verkeilten.

»Wen meinen Sie mit Ihrem Vorwurf, Adjutant …«, fragte Zkx'ttr ungläubig.

Die ebenso geschickte wie bösartige Beleidigung war mit einem Verzögerungseffekt in das Bewusstsein des Ministers gedrungen.

Und tatsächlich legte Kukk'tar nach. »Die pflichtvergessenen Elemente aus der Leibgarde meinte ich nicht damit, Herr Minister. Denn die sind tot und können kein Unheil mehr anrichten. Das haben Sie schon ganz richtig erkannt …«

Etwas Lauerndes hatte sich in die Worte des Befehlshabers der königlichen Leibgarde geschlichen. Mit einem leisen Knirschen lösten sich die Gesichtsplatten des Ministers wieder voneinander. Ein Ausdruck von unendlicher Trauer umschattete jetzt seine Augen.

»Sie wollen es also wirklich?«, fragte er leise.

Bestätigend scharrte der Flügeladjutant mit dem rechten Vorderbein. Seine Fühler hatten sich in gespannter Erwartung fast an den Hinterkopf geschmiegt.

»Sie haben mich in meiner Ehre gekränkt. Sie sind wirklich der unverbesserliche Rüpel, wie man sich allerorten erzählt, weder würdig ihres Titels noch ihres Amts …«

»Bravo!«, entgegnete Kukk'tar. »Für so einen alten Mann sind Sie noch ganz schön lernfähig …«

»Schwätzen Sie nicht dumm herum. Sie mögen jünger und stärker sein als ich, aber bilden Sie sich nur nicht allzu viel darauf ein. Selbst wenn Sie mich besiegen, wird es nicht mehr lange dauern, bis Sie Ihrem Meister gegenüberstehen …«

»Ich kann es kaum erwarten, Herr Minister. Doch zuerst sind Sie dran … Wann darf ich Ihre Vertreter erwarten?«

»Lassen Sie sich überraschen! Sie eingebildeter Schnösel!« Zkx'ttr

wandte sich abrupt um und lief mit schnellen Schritten den schattigen Arkadengang entlang, der zu seinen Gemächern führte.

»Ich liebe Überraschungen!«, rief ihm Kukk'tar nach. Seine eisige, messerscharfe Stimme brach sich an den Säulen und Wänden und vervielfältigte sich zu einer Kaskade von Echos, von der er hoffte, dass sie den Minister noch bis in seine Träume verfolgen möge.

Zufrieden drehte auch er sich um und schritt gemächlich die Treppe hinab, die in den Hof hinter seiner Kommandatur führte.

Er kannte den Ehrbegriff des Ministers nur zu gut und war sich deshalb völlig sicher, dass sich Zkx'ttr dem aussichtslosen Duell stellen würde.

Im Hof angekommen, scharrten seine Hinterbeine zufrieden über den sandigen Grund. Sie alle bekamen Angst vor ihm, und das war gut so. Sollten sie zittern und sich fürchten. Der Minister hatte Unrecht gehabt, das hatte er ihm deutlich zu verstehen gegeben. Doch es kam nicht darauf an, ihn zu überzeugen. Viel sinnvoller war es, ihn aus dem Weg zu räumen. Oh ja, sie waren im Krieg und das schon seit Langem, nur hatte es das Volk der Mantiden immer noch nicht begriffen. Aber selbst das entsprach exakt seinen Vorstellungen.

Er begrüßte die aktuelle Entwicklung, er empfand Genugtuung. Noch zu keiner Zeit war es für ihn so gut gelaufen wie jetzt. Dank der Ernennung zum Flügeladjutanten und der damit verbundenen Befehlsgewalt über die Hof-Leibgarde der Königin hatte er nach langer Zeit mit seiner kleinen Schwester gleichgezogen, die – und das wurmte ihn immer noch – lange vor ihm zur Prinzessin geadelt worden war.

Die Königin hatte Qua'la damit praktisch adoptiert und in ihre Familie aufgenommen. Das war für Kukk'tar ein empfindlicher Schlag gewesen, bedeutete dies nicht zuletzt, dass auch Qua'las unwürdiger Ehemann dem direkten Schutz der Königin unterstand. Jetzt, nach seiner Ernennung zum Flügeladjutanten, war streng genommen Kukk'tar selbst für D'kohs Schutz zuständig. Sicher, das waren alles nur Formalien, aber nun ließ sich D'koh noch schlechter fordern als zuvor.

Der Adjutant erlaubte sich, während er über den Hof schritt, eine Reminiszenz an das alte Rittergeschlecht, aus dem seine Familie hervorgegangen war. Zu den Grundtugenden der alten Kämpen gehörte einst eine schon sprichwörtliche Geduld. Kukk'tar wusste, dass er in dieser Hinsicht noch viel würde lernen müssen, aber er wusste auch, dass er nur abzuwarten brauchte. Er war sich sicher, dass seine Zeit kommen würde.

Der schmale Durchgang führte ihn aus dem Hof auf den weitläufigen Platz hinter der wuchtigen Schlossanlage. Von zwei Seiten wurde er von flachen Gebäuden gesäumt, in denen die Leibgardisten untergebracht waren. Hinten begrenzte eine hohe Mauer den Platz, vor der das Gestell für unehrenhafte Hinrichtungen stand. Niemand hatte es gewagt, sich seinem Befehl zu widersetzen. Noch immer steckten die Rümpfe der beiden Hingerichteten in den Spottschellen. Derart

gefesselt war es den Delinquenten unmöglich gewesen, sich zu bewegen geschweige denn sich ihrer Bestrafung zu entziehen.

Die Asche ihrer zerstrahlten Köpfe lag in kleinen Häufchen vor den Körpern. Es war windstill, schon seit Tagen. Sein Befehl hatte gelautet, dass die Torsi der beiden Hingerichteten so lange in ihrer entwürdigenden Position zur Abschreckung stehen zu bleiben hätten, bis ihnen die Gnade der Windgöttin zuteil würde.

Er kannte die Wetterprognose. Nichts deutete darauf hin, dass in Kürze ein laues Lüftchen die Asche wegwehen würde. Und auch das war gut so in seinen Augen.

*

Schon zweimal hatten sich ihre Wege gekreuzt. Kein Wunder in den engen Schächten und Gängen, die durch die verschiedenen Decks des Sondereinsatzkreuzers STERNENFAUST II führten. Die nicht ganz ein *g* betragende künstliche Gravitation an Bord ermöglichte es in bestimmten Bereichen zu joggen. Eine durchaus erwünschte Freizeitbeschäftigung, denn sie gewährleistete, dass die Besatzungsmitglieder fit blieben.

So weit die Theorie.

In der Praxis sah es etwas anders aus. Die Mehrzahl der Crew wie auch der Offiziere zog das Joggen in den besagten Gängen den Laufbändern in den Sport- und Trainingsräumen vor. Obwohl Letztere ein abwechslungsreiches Multimediaprogramm boten, dass jedem Läufer die Illusion vermitteln konnte, inmitten grüner, schattiger Wälder unterwegs zu sein, entlang idyllischer Bäche und Felder, auf denen das ganze Jahr über der Weizen kopfhoch und gelb kurz vor der Ernte stand.

Die verwinkelten Gänge quer durch das Schiff, bei denen man immer aufpassen musste, um sich nicht den Kopf oder die Arme an Leitungen und Kanten anzuhauen, waren trotz dieses Angebots eindeutig beliebter. Mittlerweile so beliebt, dass manchmal ein regelrechtes Gedränge herrschte. Wer normalen Dienst tat, nahm Umwege in Kauf, um nicht über den Haufen gerannt zu werden. Das ganze war ein mühsam ausgehandelter Kompromiss. In bestimmten Gängen war Joggen erlaubt; in anderen, die für die Versorgung und den Betrieb des Schiffes wichtig waren, streng verboten. Und insgesamt galt diese Regelung auch nur während des Normalbetriebs. Bei Alarm, Übungen und während Kampf- und anderen Einsätzen wurden derartige Regelungen automatisch außer Kraft gesetzt.

Natürlich hatten diese Einschränkung dazu geführt, dass die erlaubten Wege zu bestimmten Zeiten wie Schichtende so stark frequentiert waren, dass viele wieder die Lust verloren, ihre Körper auf diese Weise in Form zu halten.

In unregelmäßigen Abständen schlüpfte auch Bruder William aus seiner Kutte und rannte – nur bekleidet mit Shirt und Shorts – durch

die Gänge. Da er sich seine Zeit im Gegensatz zu den anderen freier einteilen konnte, passte er solche Gelegenheiten ab, zu denen der eine Teil der Besatzung schlief und der andere schuftete. Allerdings gab es neben ihm noch eine Reihe weiterer Crew-Mitglieder, die auf Grund ihrer Aufgaben andere Schichteinteilungen hatten. Etwa die Zivilisten an Bord, die in den beiden Kantinen und der Wäscherei beschäftigt waren oder die Marines.

Bei den ersten beiden Begegnungen hatten sie sich freundlich lächelnd aneinander vorbeigedrängt. Es war jedes Mal fast die gleiche Stelle gewesen, nicht ganz ungefährlich, da kurvig und eng. Aber sie waren ja Profis – vor allem, was das Joggen im Weltraum anbelangte.

Beim dritten Mal jedoch rumpelten sie frontal aufeinander und Bruder William fand sich auf einmal mit einem Paar weich gepolsterten Brüsten konfrontiert, zwischen denen er den Bruchteil eines Augenblicks befürchtete, versinken zu müssen wie in einem Sumpf.

Ihre Beine hatten sich ineinander verhakt und so ruderten seine Arme eine Zeitlang hilflos durch die Luft, bevor er endgültig das Gleichgewicht verlor. William kam sich vor wie eine aus heiterem Himmel gestürmte Festung. Auch die weichgepolsterte Person, mit der er kollidiert war, schwankte heftig und sackte dann mit einem Geräusch, dass der Christophorer überhaupt nicht zu deuten wusste, auf ihn drauf.

Mittlerweile meinte er jede Faser ihres leicht verschwitzten Körpers genau spüren zu können. Und er spürte noch etwas. Feuergleich schoss ihm das Blut ins Gesicht und als stünde er neben sich, wusste William mit einer quälenden Präzision, dass sein Kopf aussah wie eine überreife Tomate. Doch – und das war noch um einiges schlimmer – war nicht das Einzige, was er in diesem Moment spürte. Als er in das Gesicht der Joggerin blickte, sah er in ihren erstaunt aufgerissenen Augen, dass auch sie *es* spürte, spüren musste, schließlich lag sie so dicht auf ihm, dass es ihm nicht nur den Atem verschlug.

Bruder William wäre in diesem Augenblick am liebsten im Boden des Gangs versunken. Wäre am liebsten durch eine der zahllosen Leitungen, die durch das Schiff führten, diffundiert, hätte sich am liebsten aufgelöst in eine der namenlosen Substanzen, die durch die Rohre gepumpt wurden, so peinlich war ihm dieser Zwischenfall. Sein Verstand war seit dem Zusammenstoß völlig blockiert, er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen, ja ihm fiel noch nicht einmal der Name der jungen Frau ein, die es sich auf ihm bequem zu machen schien.

Genau das war es.

Entsetzt bemerkte er, dass die Joggerin offensichtlich gar keine Anstalten machte, aufzustehen und ihn aus seiner misslichen Lage zu befreien. Und die verräterische Schwellung zwischen seinen Beinen, auch sie hinterging ihn, verriet ihn schnöde, stellte ihn mit Macht bloß, denn auch sie ließ sich nicht wegleugnen, noch dachte sie daran zu verschwinden. Zu allem Überfluss sah er ein seltsames Aufblitzen in

den dunkelblauen Augen über sich, dann teilte ein breites Grinsen das Gesicht und schließlich, endlich, nach einer ewig erscheinenden Zeitdauer erhob sich die junge, hübsche Frau, sprang geschmeidig auf und … lief mit einem kurzen, trockenen Lachen weiter.

William lag weiter auf dem Rücken und lauschte den Schritten hinterher, die sich rasch entfernten. Auf einmal waren ihm drei Dinge sonnenklar: Ihm fiel ihr Name wieder ein und wo sie auf dem Schiff beschäftigt war; er war sich, kaum hatte sie sich wieder entfernt, sicher, dass sie absichtlich mit ihm zusammengestoßen war, und er wusste, dass er eine winzige Ewigkeit lang in die schönsten Augen geblickt hatte, die er je gesehen hatte. Anders konnte er sich seine plötzliche körperliche Reaktion auch nicht erklären.

Und genau damit begannen seine Probleme …



Wie jeden Abend standen sie vor dem Brutkasten. Drei Eier schwammen, dunkelrot angestrahlt, inmitten einer silbrigen Flüssigkeit. Auch die Schale der Eier war grau-silbern marmoriert. Im Vergleich zu den ausgewachsenen Mantiden waren die Eier winzig klein. Wenn man eines vorsichtig hochnahm, konnte man es in die Handfläche eines Feinarms legen.

»Wieder sind es drei Stück …«, murmelte D’koh und ärgerte sich im gleichen Moment, den Gedanken ausgesprochen zu haben. Vorsichtig blickte er zu Qua’la herüber und sah, dass sich für Momente ein Schatten über ihre Augen legte.

»Wir tun unser Bestes«, sagte sie, »und können nur hoffen.«

Auch ihr erstes Gelege hatte aus drei Eiern bestanden. Aber nur aus zwei von ihnen war ein lebhaftes Geschwisterpaar geschlüpft, das mittlerweile schon die dritte Häutung hinter sich hatte und in Kürze mit der Hypnoschulung beginnen würde. Zurzeit befanden sie sich in der Obhut einer Vorschule, die sie auf diesen wichtigen Lebensabschnitt vorbereiten sollte.

Die halb ausgesprochene, halb unterdrückte Befürchtung war natürlich, dass sie wieder eines der Eier verlieren würden. Die bisherigen Untersuchungen hatten sie zwar beruhigt, aber auch bei ihrem ersten Gelege hatte anfangs alles gut ausgesehen. Erst kurz vor dem prognostizierten Schlüpfzeitpunkt hatte das dritte ihrer Kinder ohne jegliche Vorwarnung alle Lebenszeichen eingestellt. Eine sofort von außen vorgenommene Öffnung des Eis konnte es nicht mehr retten.

D’koh hatte sich lange mit Selbstvorwürfen überhäuft, weil er Qua’la während der Zeit der Eiablage alleine gelassen hatte. Es war irrational. Die meisten werdenden Mütter bei den Mantiden lehnten die Anwesenheit der Väter während der Eiablage ab. Später beim Beobachten und unter Umständen bei der Unterstützung des Schlüpfens geschah dies im Kreis der Familie, die sich sofort um die

Kinder kümmerten. Das Legen der Eier jedoch galt als tief religiös-mythischer Vorgang, bei dem in der Regel nur noch eine Priesterin mit ihrer Legehelferin anwesend war.

D'koh erinnerte sich, dass ihm Qua'la nach seiner Rückkehr immer ausgewichen war, wenn er sie gefragt hatte, ob sich die Priesterin zu einer traditionellen Prophezeiung während der Eiablage habe hinreißen lassen. Bis vor Kurzem hatte er ihr Schweigen dahingehend gedeutet, dass die Priesterin gar nichts gesagt hätte. Prophezeiungen waren die Ausnahme und in ihren aufgeklärten Zeiten wagte ohnehin niemand, sich öffentlich dazu zu bekennen, dass er an derart urzeitliche Rituale glaubte.

Vielleicht hat die Priesterin ja doch etwas gesagt, überlegte D'koh, *aber es war negativ, vielleicht hat sie den Tod eines Kindes angedeutet …* Er wusste, es würde für immer Qua'las Geheimnis bleiben. Es war sinnlos, sie deshalb zu bedrängen. Vielleicht würde sie es ihm irgendwann einmal anvertrauen, aber darauf durfte er nicht hoffen. Er musste ihr so oder so vertrauen, etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Andererseits bedrückte ihn die Ungewissheit von Zeit zu Zeit, und das war dann immer auch der Moment, in dem er sich Vorwürfe machte, nicht bei ihr gewesen zu sein.

Als Qua'la die jetzigen Eier zur Welt brachte, war er zumindest im Nebenzimmer gewesen und unmittelbar nach der Ablage hatte man ihm erlaubt, zu ihr zu kommen. *Allein das war ein gutes Zeichen!*

Biologisch war der Zeitpunkt zur Fortpflanzung bei Mantiden ziemlich kurz, was nicht nur mit der insgesamt geringen Lebenserwartung zusammenhing. Umso größer war bei allen mantidischen Eltern der Wunsch, jedes Gelege ohne Verluste durch die Brutzeit zu bringen. Aber auch nach dem Schlüpfen waren die Kinder noch sehr gefährdet. In grauer Vorzeit hatte es Fressfeinde gegeben. Ihnen waren die Kleinen zum Glück schon lange nicht mehr ausgesetzt. Schon die Eier waren damals oft gestohlen worden. Heute bedrohten speziell während der Phasen der wachstumsbedingten Häutungen Infektionen und Verletzungen die Kinder.

Wie bei fast jeder galaktischen Spezies blieb auch bei den Mantiden ungeachtet technologischer oder gesellschaftlicher Fortschritte die Elternschaft ein archaisches Abenteuer mit ungewissem Ausgang.

D'koh wechselte abrupt das Thema. »Seit die Königin in einem Anfall mentaler Umnachtung deinen werten Bruder zum Flügeladjutanten ernannt hat, hört man wirklich nur noch schlimme Dinge über ihn …«

»Sprich nicht so …«, schnappte Qua'la und starrte D'koh wütend ins Gesicht.

»Nicht so über deinen Bruder?«

»Nicht so über ihre Majestät, die Königin! Sei froh, dass dich hier niemand hört …«

»Du weißt, dass ich so etwas auch öffentlich äußern würde, wenn es wichtig und von allgemeinem Interesse wäre.«

»O ja, das weiß ich«, seufzte Qua'la und ihre Fühler flatterten voller

Sorge. »Aber zum Glück ist Kukk'tars Ernennung eine reine Familienangelegenheit.«

»Familienangelegenheit! Dass ich nicht lache. Ich frage mich wirklich, welcher Höllendämon die Königin geritten hat, um ihn – ausgerechnet ihn! – derart auszuzeichnen.«

»Du weißt, dass ich die Letzte bin, die Kukk'tar für eine derartige Aufgabe für geeignet hält. Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen, er ist schließlich mein Bruder. Und notfalls sage ich ihm das auch ins Gesicht. Aber die Motivation für die Königin ist dennoch leicht nachzuvollziehen …« Sie stockte einen Moment.

»Für mich nicht«, erwiderte D'koh trotzig.

»Sie ist in erster Linie dem gesellschaftlichen Ausgleich verpflichtet. Auf Dauer wäre es nicht gut gegangen nur mich in ihre Familie aufzunehmen und mit dem Titel einer Prinzessin zu adeln.«

»Für mich warst du schon immer eine Prinzessin, spätestens seit dem Augenblick, als ich dir das erste Mal begegnet bin«, unterbrach sie D'koh.

Mit ihren beiden Feinarmen berührte sie ihn sanft am Kopf. »Schmeichler … Du weißt, was ich meine. Deine Zärtlichkeit bedeutet mir auch viel mehr als der Titel. Aber die Königin muss alle gesellschaftlichen Strömungen berücksichtigen. Ganz besonders dann, wenn die Kluft mitten durch eine Familie geht.«

»Mag sein«, sagte D'koh in einem Tonfall, der deutlich machte, dass er mit den Worten seiner Frau überhaupt nicht einverstanden war. »Es war ein Fehler, ein großer, tödlicher, verhängnisvoller Fehler, Kukk'tar zum Flügeladjutanten und Oberbefehlshaber der Leibgarde zu machen …«

»Der *Hof*-Leibgarde«, präzisierte Qua'la.

»Leibgarde ist Leibgarde«, erwiderte D'koh. »Wie kann man nur einen ehemaligen Putschisten so nahe an die Königin heranlassen, noch dazu in einer derart verantwortungsvollen Position? Ich begreife das einfach nicht … Die Königin gefährdet sich damit selbst, holt sich ihren eigenen potentiellen Schlächter ins Haus!«

Qua'la stieß ein paar unartikulierte Protestlaute aus. »Die Hof-Leibgarde beschützt ausschließlich Teile des königlichen Anwesens. So dumm wäre ihre Majestät niemals, ihre persönliche Sicherheit in die Hände eines Mannes wie Kukk'tar zulegen. Es ist im Grunde ein Repräsentationsposten, nicht mehr und nicht weniger.«

»Aber …«

»Moment, D'koh. Ich bin noch nicht fertig. Ich kenne das höfische Protokoll etwas besser als du, deshalb kann ich dir versichern, dass die Gelegenheiten, zu denen mein Bruder die Königin überhaupt einmal zu Gesicht bekommt, äußerst selten sein werden. Nur zu ganz bestimmten offiziellen Anlässen und vielleicht mal zu einer Feierlichkeit. Aber dann wird ihre Majestät ganz besonders gut bewacht. Von ihren eigenen handverlesenen Kämpfern. Und glaub mir, mit denen würde sich auch ein Raufbold wie Kukk'tar nicht anlegen.

Denn auch mein Bruder ist alles andere als dumm …«

»Wohl gesprochen, Prinzessin«, sagte D'koh nicht ohne Spott. »Was mir jedoch mindestens ebenso große Sorgen bereitet, ist die Tatsache, dass dein werter Bruder seine Stellung schon jetzt schamlos ausnutzt. Zwei Gardisten hat er aus völlig nichtigem Anlass hinrichten lassen …«

»Das ist in der Tat sehr, sehr schlimm …«, erwiderte Qua'la leise. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Es ist empörend und es ist mindestens ebenso empörend, dass das Gesetz ihm in diesem Fall formell sogar recht gibt. Er hat die beiden Gardisten beim Achtzehner-Würfeln erwischt. Zweifellos ein Dienstvergehen. Und das fällt in seine Zuständigkeit. Jeder weiß, beim Wacheschieben wird Wache geschoben und nicht gespielt.«

»Aber jeder andere Vorgesetzte hätte es mit ein paar Wochen Haft geahndet, schlimmstenfalls mit einer Degradierung oder Suspendierung«, sagte Qua'la. »Ich weiß, dass es nicht viel bedeutet, aber seine unverhältnismäßige Härte werde ich ihm nie verzeihen. Nie!«

Gedankenverloren starrten sie in den Brutkasten. Ohne es auszusprechen war ihnen beiden klar, dass sie mit aller Macht, die ihnen zur Verfügung stand, dafür sorgen wollten, ihre Kinder zu besseren Mantiden zu erziehen. Die unruhigen Fühlerbewegungen Qua'las verrieten D'koh, dass sie sich zutiefst wegen ihres Bruders schämte.

»Falls ich ihm irgendwann noch einmal begegnen sollte«, fuhr Qua'la fort, »und das wird sich kaum vermeiden lassen, werde ich mich jedenfalls nicht scheuen, ihn wegen seines Verhaltens zur Rede zu stellen. Selbst wenn die Königin persönlich danebensteht …«

»Dann wollen wir mal hoffen, dass das recht bald der Fall sein wird«, sagte D'koh düster.

»Wieso?«

»Weil sonst deine Liste, die du mit Kukk'tar zu besprechen hast, so lang sein wird, dass sie jedes Protokoll sprengt …«

»Was willst du damit sagen, D 'koh?« Qua'las Stimme bekam einen aufgeregten Unterton.

»Ganz einfach meine Liebe«, erwiderte D 'koh, »er macht ohne zu zögern da weiter, wo er mit der Hinrichtung der beiden Gardisten aufgehört hat …«

Qua'la starrte ihn mit großen Augen an. Es war offensichtlich, dass sie keine Ahnung hatte, worüber er gerade sprach. »Hat er etwa weitere Todesurteile vollstrecken lassen?«

»Im übertragenen Sinne kann man deine Frage mit Ja beantworten. Ich sehe, du weißt noch nichts. Dein Bruder wurde von Minister Zkx'ttr wegen seiner Härte im Fall der Gardisten zur Rede gestellt und er muss dabei den alten Mann derart beleidigt und provoziert haben, dass Zkx'ttr nichts anderes übrig blieb, als Kukk'tar zum Duell zu fordern …«

»Was!« Qua'las hektische Bewegungen mit Fühlern und Feinarmen

verrieten ihre Fassungslosigkeit. »Das überlebt Zkx'ttr nicht. Woher weißt du das? Der Kampf muss unbedingt verhindert werden!«

»Woher ich das weiß? Qua'la – Nachrichten und Informationen sind mein Geschäft. Und verhindern – unmöglich! Du kennst den Ehrenkodex des Adels besser als ich.«

D'koh schaute auf die schmale Zeitleiste des stummgeschalteten Bildballons.

»Es ist ohnehin schon zu spät«, sagte er. »Der Waffengang beginnt in weniger als einer halben Stunde.«

»Wo?«, rief Qua'la. »Weißt du, wo …?«

D'koh scharrte bestätigend mit dem rechten Vorderbein.

»Dann sag es mir«, forderte Qua'la energisch.

D'koh starrte Qua'la nachdenklich an. »Ich werde nicht zulassen, dass sich meine Frau zwischen die kampfwütigen Kontrahenten eines Ehrenhandels wirft. Niemals!«

*

Er hätte es sich eigentlich denken können, aber als er eine weitere Runde durch die Gänge der STERNENFAUST lief, rannte sie ihm nicht mehr über den Weg und somit auch nicht noch einmal über den Haufen.

Rana Quaid. Ihr Name war ihm in dem Augenblick eingefallen, als ihre sich entfernenden Schritte nicht mehr zu hören waren. Seines Wissens gehörte sie zur kleinen, überschaubaren Anzahl Zivilisten, die an Bord Dienst taten. In Kriegszeiten war das Star Corps of Space Defence notorisch knapp an Personal. Daher war man auf jene Angestellten ausgewichen, die normalerweise auf Docks arbeiteten.

Bruder William empfand sich selbst ja auch eher als Zivilist, obwohl er formell wie ein Offizier behandelt und eingestuft wurde. Als er schließlich in seine Kabine zurückkehrte, schnaufte er zwar wie ein Walross nach dem Tauchgang, aber die lästige Erregung war endlich abgeklungen.

»Mach dir bloß nichts vor«, zischte er. Seine Gedanken, die seit dem Zusammenstoß um nichts anderes kreisten, waren aussagekräftig genug, um sich selbst Lügen zu strafen.

An Schlafen war nicht zu denken, deshalb schaltete er den Monitor des Kabinenrechners ein und rief nur wenige Augenblicke später die allgemein zugänglichen Personaldaten seiner heftigen Begegnung auf.

»Rana Quaid, 27«, las er neben ihrer Fotografie, »Systemanalytikerin.«

Gehört also zu Jeffersons Trupp, dachte er, offen verblüfft darüber, dass das Star Corps jemand ohne militärischen Hintergrund in diese Position ließ. Das musste am Krieg liegen.

Oha!

Er hatte rasch die Stationen von Studium, Praktika und übriger

Ausbildung überflogen.

»Schrieb sich ursprünglich für ein halbes Jahr auf der Star Corps Akademie ein, hat dann aber ans Turing-College in Oxford gewechselt.«

Also gibt es doch einen militärischen Hintergrund, auch wenn sie diesen Karriereweg wieder geschmissen hat. Vielleicht ja nur vorübergehend, wer weiß?

Ansonsten enthielt die offizielle Crew-Seite keine weiteren Einträge. Name, Alter, Bild, Rang und Aufgabe waren Vorschrift, weitere Informationen konnte man freiwillig beisteuern, konnte es aber auch bleiben lassen. Für den Bruchteil einer Sekunde wischte eine vage Vorstellung durch seinen Schädel. Sie bestand im Wesentlichen aus dem Bild einer Zweierkabine, in der die Systemanalytikerin in just diesem Moment ebenfalls vor einem Monitor saß und Informationen über einen gewissen Christophorer las.

»Bild dir bloß keine Schwachheiten ein«, knurrte William laut und verscheuchte diese Vorstellung wie ein lästiges Insekt.

Entweder hat sie Dienst und muss sich zwangsläufig mit ganz anderen Dingen beschäftigen oder sie hat frei, dann liegt sie längst in Morpheus Armen …

Das altmodische Bild einer heidnischen Gottheit des Schlafes ärgerte ihn im gleichen Moment, als es ihm durch den Kopf schoss. Es war unsinnig, aber ihm behagte die Vorstellung überhaupt nicht, Rana Quaid in irgendwelchen Armen zu wähnen und sei es nur in denen einer Fantasiegestalt.

»Ich fürchte, ich muss dringend an meiner geistig-emotionalen Stabilität arbeiten, sonst bin ich in kürzester Zeit durch den Wind …« Bruder William drehte sich in die Richtung des kleinen Spiegels, der an seiner Spindtür hing, um einen Blick auf sein Spiegelbild zu erhaschen. Was er sah, gefiel ihm nicht sonderlich. Zerzauste, ungekämmte Haare, die in allen Richtungen von seinem Kopf abstanden, nervös schauende Augen, die das, was sie sahen, gar nicht sehen wollten, aber dennoch dazu gezwungen wurden.

»Ich bin bereits durch den Wind«, seufzte er und ließ die Schultern sinken. Im Grunde wusste er auch genau warum. Und die Antwort auf diese Frage hatte nur in zweiter Linie etwas mit Rana Quaid zu tun. Natürlich auch, aber das war, wie so oft, nur die halbe Wahrheit …

*

Die letzten Reste der Dämmerung wurden von der Schwärze der Nacht verschluckt. Noch immer war es drückend heiß und die fast undurchdringliche Dunkelheit wurde nur von einem rötlich-gelbem Schein durchbrochen, der zwar ebenfalls Hitze ausstrahlte aber nicht hell genug war, um mehr als die unmittelbare Umgebung zu erleuchten.

Schwarz vor Schwarz ließen sich die hohen Bäume eher erahnen, als wahrnehmen. Das Licht der nächtlichen Gestirne wurde von breiten Wolkenfeldern verschluckt, die schon den ganzen Tag über den Himmel verhüllt hatten. Darunter hatte sich eine stickige Schwüle festgesetzt, die auch während der Nacht nicht weichen würde. Für Lebewesen, deren Metabolismus auf die regelmäßig Zufuhr von Selen angewiesen war, bedeutete dieses Klima eine kaum spürbare Beeinträchtigung ihres Stoffwechsels, schließlich atmeten Mantiden nicht, konnten sogar in luftleerem Raum überleben und wesentlich niedrigere oder auch höhere Temperaturen ertragen.

Es war vor allem die Abwesenheit des Lichts, die ihnen aufs Gemüt ging. Zu den schlimmsten Foltern zählte die lang andauernde, die ununterbrochene Dunkelhaft. Aber Zkx'ttr hatte den vergangenen Tag neben seiner diffusen Trübheit vor allem auch als ungewöhnlich heiß erlebt, eine äußerst unangenehme Hitze, da sie sich mit seinem emotionalen Zustand auf quälende Weise mischte. Natürlich hatte er den Tag dazu genutzt, sein Testament zu machen, genauer gesagt zu überarbeiten und zu ergänzen. Er traf außerdem eine ganze Reihe von Verfügungen, die gewährleisten sollten, dass die Pflichten, Aufgaben und Arbeiten, die ihm oblagen, reibungslos fortgesetzt werden konnten, im Falle seines Todes.

Im höchst wahrscheinlichen Fall seines Todes.

Was er vor der unerquicklichen Begegnung mit Kukk'tar nur gerüchteweise gehört und bestenfalls geahnt hatte, war in den letzten Tagen zur Gewissheit geworden. Seine Informanten hatten ihn gründlich über seinen Gegner unterrichtet, ihm Stärken und Schwächen geschildert und genau darauf hatte er seine Duellstrategie aufgebaut. Auch wenn er wusste, dass er einem in nahezu allen Waffen erfahrenen Kämpfer wie Kukk'tar hoffnungslos unterlegen war, wollte er sich ihm nicht einfach hilflos ausliefern. Sich schon vor dem Kampf innerlich geschlagen geben, das kam für ihn nicht in Frage.

Zkx'ttr stand als Beleidigtem das Recht zu, Ort, Zeit und Waffen zu wählen. Allen verfügbaren Unterlagen war zu entnehmen, dass sein Gegner bislang noch nie in völliger Dunkelheit gekämpft hatte. Also wählte er als Zeitpunkt der Begegnung die Nacht. Das Reglement schrieb einen abgelegenen Ort vor, weshalb der Minister den Waldrand von Dr'schgor vorschlug, nicht weit entfernt vom Schloss ihrer Majestät. Das Areal umfasste lediglich einen schmalen, felsigen Streifen, so dass den Duellanten nur wenig Platz bleiben würde auszuweichen. Schutz zwischen den Bäumen zu suchen, galt als ehrenrührig, sodass die Sekundanten in diesem ziemlich unwahrscheinlichen Fall den Kampf abbrechen und den Flüchtigen mit breit gefächerten Schockstrahlern stellen und erschießen konnten.

An der Nordseite brach der von Zkx'ttr gewählte Ort jäh in eine schroffe Schlucht ab.

Neben der Dunkelheit, die im Grunde jeder Mantide fürchtete, fand der Minister noch eine Schwäche seines Gegners heraus. Kukk'tar war

aus zahllosen Duellen, ausgefochten mit den unterschiedlichsten, zum Teil auch exotischen Waffen stets als Sieger hervorgegangen.

Bis auf einmal und damals verdankte er sein Leben nur einem Zufall.

Sein Gegner hatte seinerzeit als Waffe die Axt des Feuergottes gewählt und Kukk'tar schon mit dem ersten überraschenden Schlag zu Fall gebracht und empfindlich verletzt. Als er zum tödlichen Hieb ausholte, löste sich auf einmal mitten in der Bewegung das Blatt der Axt vom Stiel und zerfetzte sengend einige Chitinplatten im Gesicht von Kukk'tars Gegner. Der Kampf wurde, da beide nicht mehr in der Lage waren weiterzukämpfen, abgebrochen. Auch später nach einer komplikationsreichen Genesung verzichteten die Kontrahenten auf eine Fortsetzung und erklärten ihre gegenseitigen Ansprüche für erledigt.

Doch leider blieb die erhoffte Wirkung aus, als der Minister durch seinen Sekundanten Kukk'tar die Bedingung übermitteln ließ, den Kampf mit der Axt des Feuergottes auszufechten. Ungerührt und ohne erkennbare Regung akzeptierte Kukk'tar die Wahl der Waffen. Es wäre ihm auch nicht viel anderes übrig geblieben. Zkx'ttr konnte also nur hoffen, dass der Schrecken angesichts der glühenden Axt, mit der es der Flügeladjutant zu tun bekommen würde, unheilvoll in dessen Innerem nagte.

Um den Kampf – so oder so – zu einem möglichst raschen Ende zu bringen, hatte der Minister den Einsatz von Schutzschildern oder anderen Hilfsmitteln wie Nachtsichtgeräten strikt abgelehnt. Auch diese Bedingung akzeptierte Kukk'tar ohne den geringsten Einwand.

Noch immer standen die Auslöser des Duells, die toten Rümpfe der Hingerichteten wie ein schreckliches Mahnmal auf der Exekutionsplattform. Einer der Körper war inzwischen seitlich zusammengesackt. Längst begann sich das Chitin zu verfärben und aufzulösen. Es war ein Anblick, der nur noch Empörung und Scham hervorrief.

Zumindest in diesem Punkt konnte Zkx'ttr zufrieden sein. Selbst wenn er heute Nacht den Tod fand, das Schicksal Kukk'tars war besiegelt. Selbst ein erfahrener Zweikämpfer wie er würde keine Chance haben gegenüber der Schar an Herausforderern, mit der er sich nach einem Sieg über den Minister konfrontiert sehen würde. Streng vertraulich und unter der Hand hatte Zkx'ttr eine Reihe von Femeschwüren erhalten und das ohne auch nur um einen einzigen seiner Vertrauten darum gebeten zu haben.

Wegen des Verzichts auf Verteidigungsmittel waren die größten Äxte für den Kampf ausgesucht worden. Schwer und unhandlich zu führen, sodass sie jeweils beide Grobarme benötigen würden, um mit ihnen zuzuschlagen. Mit den Feinarmen ließ sich der Schwung vielleicht noch während des Hiebs geringfügig korrigieren, aber das war es auch schon. Der Minister hatte sich auf eine wilde Schlachterei eingelassen, die keinerlei Raum für irgendwelche taktischen Feinheiten bot oder gar elegante Finessen erlauben würde.

Es galt, den Gegner möglichst rasch und möglichst heftig mit dem schweren, glühenden Monstrum zu treffen, ohne umgekehrt selbst von ihm erwischt zu werden. Eigentlich entsprach diese simple, nachgerade primitive Art der Auseinandersetzung überhaupt nicht Zkx'ttrs Art, der Zeit seines Lebens ein Mann der Debatte und des geistigen Kräftemessens gewesen war.

Die Kämpfer und ihre Sekundanten waren in der Dunkelheit nur als schwarze Schemen auszumachen. Viel deutlicher zeichneten sich die Umrisse der beiden gewaltigen Axtblätter ab, die in dem Kohlebecken langsam aber sicher immer heller zu glühen begannen.

»Bringen Sie sich jetzt in Position, meine Herren«, erklang die Stimme des Unparteiischen. »Ich bitte die Sekundanten sich an den Rand des Areals zurückzuziehen. Auf mein Zeichen …«

»Einen Moment noch!«

Kukk'tars Stimme schnarrte schneidend über den Platz.

»Bitte Flügeladjutant, ich denke, es ist alles gesagt!«, erwiderte der Unparteiische mit einem deutlich hörbaren Unterton der Missbilligung.

»Nein«, sagte Kukk'tar. »Es ist stockdunkel, woher weiß ich, dass ich wirklich gegen den Minister kämpfe und nicht gegen einen von ihm heimlich vorgeschickten Elitekämpfer?«

»Das … das ist eine unverschämte Unterstellung!« Zkx'ttr rieb voller Empörung die Fühler aneinander, womit er einen sägenden Laut der Empörung erzeugte.

»Ich bitte Sie!«, ließ sich jetzt einer der Sekundanten vernehmen. »Sie werden doch wohl die Stimme des Ministers erkennen? Niemand spricht wie er …«

»Stimmen kann man imitieren«, knurrte Kukk'tar sofort. Es war offensichtlich, dass er mit diesem Argument gerechnet hatte. Und daraus wiederum konnte Zkx'ttr den eindeutigen Schluss ziehen, dass sein Gegner die irritierende Unterbrechung mit voller Absicht geplant hatte.

Er setzt also doch auf eine Kampfstrategie, überlegte der Minister, *eine Strategie, die schon vor dem eigentlichen Gefecht beginnt …*

»Kommen Sie her!«, rief er so energisch, wie er es nur konnte. Gleichzeitig begab er sich direkt neben das Kohlebecken und drehte sein Gesicht seitlich zur Glut. »Kommen Sie her!«, rief er noch einmal. »Oder sind Sie mit Blindheit geschlagen, dass Sie mich selbst jetzt nicht erkennen, Adjutant!« Die Hitze war fast unerträglich, die ihm entgegenschlug.

Schlagartig war ihm klar geworden, was Kukk'tar insgeheim beabsichtigt hatte.

Er will, dass man ein Licht entzündet und wenn es nur eine Fackel ist … Er sieht nicht genug …

»Vielleicht tröstet es dich, du Missratener«, schrie Zkx'ttr aufgeregt, »ich sehe genauso wenig wie du!«

Ich darf mich nicht gehen lassen! Genau das will er …

»Ich bitte meinen Ausbruch zu entschuldigen«, fuhr der Minister in

normaler Lautstärke fort und entfernte sich wieder von dem Becken. »Können wir jetzt anfangen …«

»Meinetwegen gerne«, sagte Kukk'tar. »Ich bin bereit!«

Die leise vorgebrachte Antwort konnte und wollte einen deutlichen Beiklang nicht verbergen, Hohn, Spott und Verachtung. Es bedurfte einer lebenslangen Schulung in aristokratischer Arroganz, um diesen Ausdruck derart wenigen Worten beimengen zu können. Kukk'tar beherrschte diese Technik perfekt.

»Sie sind auf Ihren Plätzen?« Die Frage des Unparteiischen war rhetorisch. Es mochte zwar stockdunkel sein, aber die Schatten der Kontrahenten waren dennoch zu erkennen. Zkx'ttr verfluchte sich, dass er sich hatte gehen lassen. Es zeigte sich jetzt nämlich, dass er, weil er sein Gesicht über das Kohlebecken gehalten hatte, nicht mehr so gut sah, wie kurz zuvor, als sich seine Augen leidlich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

»Auf mein Kommando greift sich jeder Kämpfer seine Axt … Sollte jemand vor meinem Signal zur Waffe greifen, dürfen die Sekundanten des Gegners ihn erschießen.« Der Unparteiische wich langsam zum Rand des Areals zurück. »Der Feuergott sei auf der Seite des Siegers!«

Die im Grunde unsinnige, rituelle Schlussformel versetzte Zkx'ttr und Kukk'tar in gespannte Erwartung. Wie in Zeitlupe wurden die verstreichenden Sekunden gedehnt. Es war jetzt so leise, dass nur noch das kaum hörbare Knistern und Knacken der glühenden Kohlen die unheimliche Stille durchbrach.

»Jetzt!«

*

Irgendwann hatte ihn doch der Schlaf übermannt. Wenig erholt erwachte er, als ihn die Weckanlage mit ihrem penetranten Zischen aus einem wirren Traum riss, in dem Rana Quaid vergeblich versuchte, ihm etwas zu sagen. Zuerst öffnete sie ihre Lippen und sprach ihn ganz offensichtlich an, doch die Laute, die aus ihrem Mund drangen, hörten sich an wie die Geräusche eines Speichelsaugstutzens beim Zahnarzt. Es war erschreckend und dabei lächelte sie gleichzeitig so freundlich, dass er sie aufforderte, ihre Worte zu wiederholen.

Sie beugte sich ganz nah an ihn heran. Es war, als könne er ihre Haare riechen, sie dufteten ausgesprochen betörend und gleichzeitig quälte ihn die Frage, seit wann es möglich sei, in Träumen Gerüche wahrzunehmen.

Er träumte also und war sich bewusst zu träumen. Dabei spürte er ihr Gesicht ganz deutlich neben seinem Ohr. Sie wiederholte, was sie ihm sagen wollte, mit einem zärtlichen Flüstern, das dessen ungeachtet unverständlich blieb. Schon eine Millisekunde später verwandelte sich das Flüstern zu einem unangenehmen, durchdringenden Zischen – dem ernüchternden Zischen der Weckanlage.

Bruder William hatte das Gerät vor langer Zeit auf dieses Geräusch eingestellt, da er die Erfahrung gemacht hatte, selbst bei den Klanggebirgen von Mahlers Sinfonie der Tausend weiterzuschlafen. Nur dieses bösartige Zischen vermochte es zuverlässig, sich in sein Unbewusstes zu schleichen und ihn ins Diesseits, ins Wache zu zerren.

Er hatte sich vor dem Einschlafen zwar fest vorgenommen, die Auszeit zu nutzen, um jeden Gedanken an Rana aus seinem Kopf zu vertreiben, aber angesichts seiner lebhaften Traumbilder war daran natürlich nicht zu denken.

»Wenn du den Klügsten aller Klugen, den Stärksten aller Starken, den Mutigsten aller Mutigen oder den Mächtigsten aller Mächtigen scheitern sehen willst«, hatte einmal ein weiser chinesischer Philosoph gesagt, »dann befiehl ihm, *nicht* an den Tiger zu denken …«

Auch ohne Rana würde der Tag hart genug werden.

Er hatte noch nicht einmal ausreichend Zeit zum Frühstück. In einer halben Stunde erwartete ihn Captain Dana Frost im Besprechungsraum hinter der Brücke. Sie wollte ihn mit den Fakten der derzeitigen Mission vertraut machen. Man sollte Frauen prinzipiell nicht warten lassen, ganz besonders aber nicht eine Frau wie Dana Frost. Obwohl sie einen ähnlich klingenden Vornamen trug, schien Rana zumindest äußerlich das Gegenteil des Captains zu sein.

Etwas kleiner, längere Haare, insgesamt weiblicher … Ja, viel weiblicher …

»Verdammter Idiot«, fluchte Bruder William ganz unchristlich. Es blieb offen, ob er wegen seiner mit ihm durchgehenden Fantasie schimpfte oder weil er sich im gleichen Augenblick beim Rasieren geschnitten hatte.

*

»Wir haben einige Besorgnis erregende Nachrichten von Mantis VI erhalten und ausnahmsweise schätzt das Oberkommando des Star Corps diese Nachrichten mal ganz ähnlich ein wie ich«, sagte Dana und musterte Bruder William mit einem durchdringenden Blick.

»Unsere guten Beziehungen zu einigen wichtigen Persönlichkeiten der Mantiden werden uns hoffentlich helfen, möglichst rasch den Nebel der Desinformation zu vertreiben, den die mantidischen Regierungsstellen seit Kurzem verbreiten«, fuhr Dana fort und tat so, als suche sie etwas in ihren Unterlagen.

»Sagen Sie Bruder William«, nuschelte sie undeutlich, während sie einige Papiere durchblätterte, »ist irgendwas?«

»Was?« Er stockte. »Verzeihung, wie bitte?« William saß von einem Moment zum nächsten kerzengerade auf seinem Stuhl. »Äh, nein … was sollte sein?«

»Nichts, Bruder William«, erwiderte Dana und strahlte ihn mit ihrem berühmten Lächeln an, das blitzschnell und ohne sich sichtbar zu verändern in einen eisigen Ausdruck umschlagen konnte. »Ich dachte

nur, dass Sie einen … wie soll ich sagen … unkonzentrierten Eindruck machen. Nichts für ungut, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.«

»Ich habe schlecht geschlafen, Captain. Vielleicht liegt's daran.«

»Das wird's sein, William«, sagte Dana deutlich versöhnlicher, was der Christophorer auch daran merkte, dass sie ihn nur mit seinem Vornamen und nicht mit dem üblichen »Bruder« angesprochen hatte.

»Botschafter Hutter und seine Mannschaft werden uns selbstverständlich in allen Dingen behilflich sein. Das versteht sich von selbst«, fuhr Dana in sachlichem Ton fort. »Auf Kkiku'h, D'koh und vor allem seine Frau Qua'la werden wir wohl auch zählen können. Ich beziehe Qua'la aus zwei Gründen in unsere Überlegungen mit ein. Erstens war sie lange Zeit eine wertvolle Mitarbeiterin unserer dortigen Botschaft. Und zweitens …« Sie brach kurz ab, um einen Schluck aus ihrer Kaffeetasse zu trinken. »Und zweitens ist sie kürzlich zur Prinzessin geadelt worden, was – wie mir Kkiku'h bei unserer letzten Begegnung auf dem Glasplaneten erklärt hat – bedeutet, dass sie jetzt eine Art Familienmitglied im Clan der Königin ist …«

»Das heißt«, sagte William bemüht um einen ebenso sachlichen, neutralen Ton, »wir sollten bis zur Königin selbst vordringen können …«

»Sie war uns zumindest in der Vergangenheit freundlich gesonnen, so weit sich das beurteilen lässt, und die Gefahr, die uns von den Dronte droht, lässt uns gar keine Zeit für langes Taktieren. Wenn wir etwas erreichen wollen, hilft es nichts, nur mit der STERNENFAUST Präsenz zu zeigen – das haben wir oft genug getan – wir können es uns nicht mehr leisten herumzuplänkeln. Wir müssen die Spitze überzeugen, dann gewinnen wir auch den Rest … Hoffe ich – und nicht nur ich.«

Dana hielt erneut inne, um einen Schluck zu trinken. Doch sie setzte die Tasse mit einem leisen Fluch ab, da sie leer war.

»Wir fliegen auch deshalb nach Mantis VI, weil die zugegeben etwas kryptischen Informationen, die wir von Kkiku'h erhalten haben, dringend aufgeklärt werden müssen. Aber ich wiederhole mich. Sie, Bruder William«, Dana fixierte ihn mit ihren klaren Augen in einer Weise, als könne sie ihn nur mit ihrem Blick an den Schultern packen und wachrütteln, »Sie kennen doch diese Schwester … äh … entschuldigen Sie, ich habe ihren Namen vergessen, Sie wissen schon …«

»Schwester Janisa«, sagte William so leise, dass er kaum zu hören war.

»Richtig! Schwester Janisa. Sie leitet diesen kleinen Ableger Ihres Ordens, der auf Mantis VI stationiert ist …«

»Es ist nicht *unser* Orden, Captain«, sagte William steif. »Christophorer kann nur ein Mann werden. Tut mir leid, falls Sie das beleidigt, aber ich habe die Ordensregeln nicht verfasst …«

»Ja, aber sie gehört doch zu Ihrem Club – oder sehe ich das falsch.«

»Ja und nein, Ma'am. Die kleine Sektion der Christophorer-Schwestern lehnt sich eng an unsere Lehren und Regeln an, aber

offiziell gehören sie natürlich nicht zu uns. Obwohl eine Reihe der Schwestern auf die ein oder andere Weise mit Christophorern, also männlichen Christophorern verbunden waren oder sind …«

Dana blickte William fragend an.

»Manche«, so fuhr er stockend fort, »waren mit Christophorern verheiratet, andere haben Brüder oder andere enge männliche Verwandte bei uns … Nicht alle verfügen über diese Verbindung, aber wohl die meisten. Irgendwann kommt vielleicht die Zeit, die Ordensregeln etwas zu lockern und die Schwestern bei uns zu integrieren. Ich wäre jedenfalls dafür …«

Er hielt abrupt inne.

Bist du das wirklich, donnerte ein vernichtender Gedanke durch seinen Kopf und augenblicklich war alles wieder da!

Der wohlig-schaurig-peinliche Zusammenstoß mit Rana gestern Abend …

Die maßlose Verwirrung, in die ihn dieser Vorfall gestoßen hatte …

Die Tatsache, dass sich die STERNENFAUST im Anflug auf Mantis VI befand …

Und nicht zuletzt die tagelange Freude, die er empfunden hatte, dort eine ganz bestimmte Person wiederzusehen. Bis gestern Abend …

Schwester Janisa.

Er seufzte innerlich. Er hätte damit rechnen müssen. Noch immer war es Dana Frost in der Vergangenheit gelungen, zielsicher den Finger in die Wunde zu legen, den Nagel auf den Kopf zu treffen. So auch …

*

»Jetzt!«

Zeitgleich mit der Abgabe des Kommandos stürzten beide Kontrahenten auf das Kohlebecken zu. Ein Funkenregen sprühte durch die Schwärze der Nacht, als Kukk'tar die Axt aus der Glut riss. Duelle mit der Axt des Feuergottes entschieden sich in neunundneunzig Prozent aller Fälle in den ersten Sekunden. Beide Kämpfer kamen sich in diesen Augenblicken zwangsläufig sehr nahe, um sich ihre Waffe zu greifen und wollten die Tatsache, den Gegner in bequemer Reichweite zu haben, dazu ausnutzen, um ihn möglichst schon mit dem ersten Hieb auszuschalten.

Das glühende Axtblatt zeichnete eine geschwungene, halbkreisförmige Leuchtspur in die Dunkelheit, doch es fuhr nicht, wie beabsichtigt, mit tödlicher Wucht durch den chitingepanzerten Körper des Ministers, sondern grub sich zischend in den Boden.

Erst da bemerkte Kukk'tar, dass die Axt, die für Zkx'ttr bestimmt war, noch immer in dem Kohlebecken lag.

»Was … wo bist du? Warum kämpfst du nicht?«, brüllte der Flügeladjutant und versuchte gleichzeitig wütend, seine Axt aus dem Boden zu ziehen.

Der Minister dachte nicht daran, ihm zu antworten.

»Ist es das, was du dir ausgedacht hast?«, rief Kukk'tar höhnisch. »Dass ich einen Unbewaffneten quer über den Platz jagen soll?« Noch immer zerrte er an der Axt, die sich fast bis zur Hälfte ihres Blatts in den Boden gebohrt hatte. Rings herum begann bereits das kaum fußhohe, staubtrockene Gras aufzuglühen.

Sollen sich die Sekundanten darum kümmern, wenn der Boden anfängt zu brennen!, dachte Kukk'tar, während er laut weitersprach: »Wenn der ehrenwerte Minister glaubt, dass ich mich nicht an einen Unbewaffneten vergreife … Ich würde es nicht auf einen Versuch ankommen lassen. Ich will deinen Tod, auch wenn es mir weniger Freude bereitet, wenn du dich nicht zur Wehr setzt. Tod allen Weichlingen!«

Mit einem heftigen Ruck löste sich die Axt in diesem Moment vom Boden. Gleichzeitig hatte Zkx'ttr das Kohlebecken fast umkreist. Wieder spritzten Glutstücke durch die Luft. Hatte Kukk'tar seinen ersten Schlag senkrecht von oben nach unten geführt, so beschrieb Zkx'ttrs Axt jetzt einen fast waagerechten Bogen.

Die Strategie des Ministers wäre fast aufgegangen, aber eben nur fast. Überraschend hatte er nach dem Kommando des Unparteiischen seinen Lauf zum Kohlebecken abgefälscht und einen Haken geschlagen. Wäre er wie Kukk'tar weiter geradeaus gelaufen, um sich seine Axt zu greifen, wäre sein Schicksal bereits besiegelt gewesen. Der Flügeladjutant war der jüngere und stärkere und zweifellos auch kampferfahrenere von ihnen beiden. Dessen war sich Zkx'ttr von Anfang an bewusst gewesen.

Kukk'tars Hieb hätte ihn voll erwischt und mit einem Schlag in der Mitte entzwei gehauen.

Seine Chance bestand nur darin, seinen Gegner zu überraschen, ihn zu überlisten, ihn auszutricksen. Aber er konnte den Momente langen Vorteil, als sich Kukk'tars Axt in den Boden bohrte, nicht optimal für sich nutzen. Er hätte eine Spur schneller, eine halbe Sekunde früher zum Becken zurücklaufen und sich seine Axt packen müssen, um seinen Kontrahenten mit einer plötzlichen Attacke zu schlagen.

So wich der wendige Adjutant dem wuchtig geführten Schlag aus und konnte sofort zum Gegenangriff übergehen.

»Schlau, wirklich schlau«, knurrte Kukk'tar, als ihm die Taktik des Ministers bewusst wurde. Wie jeder geübte Kämpfer reagierte er sofort und sein Gehirn verarbeitete den Ablauf des Geschehens ohne Verzögerung. »Das hätte ich dir gar nicht zugetraut …«

»Sie brauchen nicht auf die Grundregeln der Höflichkeit zu verzichten«, erwiderte Zkx'ttr, »bloß weil wir uns hier schlagen!«

»Verzeihung, Herr Minister«, höhnte Kukk'tar, »aber weder auf dem Schlachtfeld noch während eines Duells ist das Ritual der Höflichkeit noch von Bedeutung …«

In diesem Augenblick schlug er erneut zu und verfehlte Zkx'ttr nur knapp. Jetzt stand das Kohlebecken genau zwischen ihnen und

beleuchtete mit seinem dunkelroten Licht die Konturen ihrer Gesichtsplatten. Es war trotzdem zu dunkel, um farbige Gefühlsmuster zu erkennen, die sich in verräterischer Weise auf der Chitinoberfläche abzeichnen konnten.

»Das sehe ich ganz anders«, erwiderte Zkx'ttr und konnte nicht verhindern, dass die Klacklaute seiner Worte nachlässig klangen. Ein überdeutliches Zeichen dafür, dass ihn der Kampf schon jetzt mehr Kräfte kostete, als ihm zur Verfügung standen. Kukk'tars Antwort bestand lediglich aus einem überlegenen Schaben, während er rund um das Becken tänzelte und die Axt mit beiden Kampfarmen hoch über den Kopf hielt, um sie im günstigsten Augenblick auf seinen Gegner herabsausen zu lassen. Noch hielt die enorme Gluthitze, die von dem Becken aufstieg, beide Kämpfer davon ab, sich über das Becken hinweg zu attackieren. Jeder von ihnen befand sich, solange das Kohlebecken zwischen ihnen war, knapp außerhalb der Reichweite des anderen.

Wie spielende Kinder sich um einen Tisch jagen, kreisten sie mal schnell, mal abwartend und langsam um die Glut. Kukk'tars Bewegungen, sein gelegentliches Antäuschen einer Richtung, in die ihr stürzen wollte, um dann die andere Seite zu wählen, zeigten deutlich, wer hier der Jäger und wer der Gejagte war.

Je länger der Kampf dauerte, das wurde Zkx'ttr schlagartig klar, desto mehr würden sich Kukk'tars Chancen verbessern.

Als der Adjutant erneut mit einer ruckartigen Bewegung eine Richtung andeutete, um dann in der Gegenrichtung das Kohlebecken zu umkreisen, schien es, dass seine zermürbende Taktik endlich Erfolg zeigte. Irritiert war der Minister einen Augenblick zu lange stehen geblieben. Die Geste, mit der Zkx'ttr seine Axt jetzt ebenfalls über den Kopf hob, hatte etwas Resigniertes.

Mit einem Spottlaut registrierte Kukk'tar das kaum wahrnehmbare Zittern in den kraftlosen Kampfarmen seines Gegners und brachte sich in Position.

In diesem Augenblick wich der Minister wie unabsichtlich ein Stück weit seitlich aus und riss dabei das Kohlebecken um.

»Verflucht! Bei allen verdammten Monstern der Hölle …«

Kukk'tar sprang unwillkürlich einen Schritt zurück. Für einen Moment lang von den glühenden Kohlen, die über den Boden rollten, abgelenkt, verlor er Zkx'ttr aus den Augen. Doch der Minister hatte die letzte und beste Chance vertan, den Adjutanten fertigzumachen.

Ein entschlossener Satz über die Glutstücke auf dem Gras. Im Sprung die Axt auf den Kopf Kukk'tars krachen lassen und die unerquickliche Angelegenheit wäre erledigt gewesen.

Stattdessen wandte sich Zkx'ttr ab und wich weiter nach hinten. Nach den mehrmaligen Umrundungen des Glutbeckens hatte er beinahe die Orientierung verloren. Es war unmöglich, sich in den Wald abzusetzen. Bei aller Furcht, die er empfand, so spürte er eine noch größere Angst davor, seinen eigenen Ehrbegriff zu beschmutzen, abgesehen davon, dass die Sekundanten eine Flucht verhindert hätten. Aber es hatte zu

keiner Zeit die Gefahr bestanden, sich unwillkürlich dem Waldrand zu nähern. Im Gegenteil, er stoppte seinen Rückzug erst, als er undeutlich neben sich den schroffen Steilhang ahnte, der das Areal auf seiner ganzen Länge begrenzte.

Er konnte es in der Dunkelheit nicht sehen, aber er wusste genau, dass dieser Abhang fast senkrecht in die Tiefe ging, eine von Felsnasen und scharfkantigen Graten durchbrochene Wand, die fast hundert Meter tief hinabreichte. Das Gurgeln des schmalen, wilden Gewässers, das am Grund der Schlucht entlangströmte, war deutlich zu hören. Abrupt blieb er stehen.

»Ich werde es nie begreifen, wie man so klug und dumm zugleich sein kann!«

Kukk'tar, dessen Axtblatt nur noch schwach in der Dunkelheit glühte, war kaum zu sehen. Aber seine Worte verrieten, dass er sich Zkx'ttr mit raschen Schritten näherte.

»Bringen wir es hinter uns.« Die Worte des Ministers waren kaum zu verstehen.

Selbst der Flügeladjutant, der seine Axt zum Todesschlag erhoben hatte, hörte nur undeutlich, dass sein Gegner etwas sagte, aber nicht was. Zkx'ttr hatte zwar leise gesprochen, aber nicht so leise, dass es für jeden anderen unverständlich gewesen wäre. Ein anderes Geräusch erklang. Nicht sehr laut, aber ausreichend, um ihn zu übertönen.

Irritiert lenkten beide ihren Blick nach oben. Im selben Augenblick wurden sie vom Lichtkegel schlagartig aufflammender Scheinwerfer erfasst.

»Waffen runter!« Die donnernde Stimme kam aus dem Außenlautsprecher eines Gleiters, der schräg über ihnen zur Landung ansetzte. »Im Namen Ihrer Majestät … Lassen Sie sofort die Waffen fallen!«

Zkx'ttr war der Aufforderung längst nachgekommen, aber Kukk'tar hielt immer noch wie zu einer Statue erstarrt das schwach glühende Beil über seinem Kopf.

»Wer wagt es in Ggu'kha'thas Gegenwart die Waffe zu erheben?«

Der Gleiter hatte aufgesetzt und das Seitenschott war aufgeschwungen. Aus dem Innern angestrahlt schritt eine imposante Erscheinung auf der breiten schräg nach unten führenden Fläche herab. Eine Mantidin, von der nur die Umrisse erkennbar waren. Rechts und links in gebührendem Abstand drängelten sich weitere Mantiden aus dem Gleiter, im Gegensatz zur zentralen Gestalt alle schwer bewaffnet.

»Majestät.« Die Stimme des Ministers war endgültig zu einem Flüstern herabgesunken.

»Kukk'tar …« Auch diese Bemerkung, ausgestoßen von jemandem aus der Begleitung der Königin, war gerade so laut, dass sie sich über die übrige Geräuschkulisse erhob.

Stumm ließ Kukk'tar die Axt des Feuergottes wie in Zeitlupe zu Boden sinken und legte sie dort so vorsichtig ab, als handele es sich um einen fragilen, zerbrechlichen Gegenstand.

»Qua'la«, sagte der Flügeladjutant, »meine Schwester hat sich endgültig von ihrem Bruder abgewandt. Ich hätte damit rechnen müssen …«

Kaum hatte der die Axt losgelassen, huschten ein paar der Schwerbewaffneten näher an die beiden Duellanten heran. Weitere Mantiden drängten aus dem Gleiter heraus. Jeder hielt respektvollen Abstand zur Königin. Diese hatte sich, kaum dass Kukk'tar seine Axt niedergelegt hatte, umgedreht und kehrte ihnen jetzt die Seite zu.

»Ihr da!«, rief sie mit erstaunlich lauter und energischer Stimme und winkte in Richtung Waldrand. Zögernd näherten sich der Unparteiische, der Arzt, sein Gehilfe und die Sekundanten. Dabei vollführte jeder von ihnen unablässig mit Fühlern und Feinarmen Ergebenheitsgesten.

»Löscht sofort das Feuer! Rasch! Wird's bald …«

Eifrig machten sich die Sekundanten daran, die Flammen auszutreten und mit aufgescharrter Erde zu ersticken. Das umgestürzte Kohlebecken hatte das dürre Gras in Brand gesetzt.

»Es liegt nicht in meinem Interesse, dass der Wald – mein Wald – in Flammen aufgeht.«

Zkx'ttr beobachtete eine bizarre, fast komische Szenerie. Er genoss es, für einen Augenblick aus dem Zentrum des Interesses zu verschwinden und wie alle anderen den schließlich erfolgreichen Löschversuchen im Scheinwerferlicht des königlichen Gleiters zuzuschauen.

»Und jetzt zu Ihnen.«

»Majestät, ich …«

»Ruhe. Mit Ihnen wird man sich später beschäftigen«, wurde Kukk'tar von der Königin unterbrochen. »Herr Minister, was haben Sie zu sagen? Aber fassen Sie sich kurz, es ist Schlafenszeit, mitten in der Nacht!« Der Vorwurf war unüberhörbar und auch der erfahrene Zkx'ttr wusste nicht zu deuten, ob die Empörung der Königin der Tatsache geschuldet war, dass nur dank ihrer Intervention ein pro forma illegales Duell verhindert oder dass sie in ihrer Nachtruhe gestört worden war.

»Ihr seht es selbst, Majestät«, sagte Zkx'ttr, »was soll ich dazu noch viele Worte verlieren. Unser Verhalten … äh … mein Verhalten ist unentschuldbar. Ich biete Ihrer Majestät selbstverständlich meinen sofortigen Rücktritt an und lege alle weiteren Konsequenzen in Ihrer Majestät gnädige Hände …«

»Rücktritt akzeptiert«, antwortete die Königin knapp. Sie machte eine fahrige Geste mit der Feinhand und drehte sich um. Bedächtig schritt sie wieder auf den Gleiter zu. Ein Teil ihrer Begleiter folgte ihr, die Mehrzahl der Bewaffneten allerdings blieb zurück. Es war offensichtlich, dass die Königin so schnell wie möglich den Ort des Geschehens wieder verlassen wollte.

»Sie, Kukk'tar«, rief sie halb über die Schulter zurück, »sind ab sofort vom Dienst suspendiert. Sie zwingen mich leider dazu, Ihnen den erst

kürzlich verliehenen Titel eines Flügeladjutanten abzuerkennen. Alles Weitere werden Sie erfahren, wenn die Zeit gekommen ist. Und nun«, sie wandte sich an ihre unmittelbaren Begleiter, »lassen Sie uns von hier verschwinden. Es gibt wahrhaft bequemere Orte, an denen man seine Zeit totschlagen kann. Unfassbar, sich nächtens auf einer Waldlichtung herumzutreiben …« Sie unterstrich ihre Worte mit einigen abschätzig klingenden Lauten. Man konnte den Eindruck gewinnen, eine Mutter tadele eine außer Rand und Band geratene Schar Kinder.

Doch sie hatte noch nicht den Gleiter betreten, als ein gellender Schrei vom Rand des Areals ertönte. Kurz und durchdringend. Alle Köpfe drehten sich erneut in die Richtung des von den Scheinwerfern beleuchteten Geländes. Dann war nichts mehr zu hören und für einen Moment war alles totenstill.

»Er … er …«, stammelte jetzt einer der Bewaffneten und zeigte auf Kukk'tar. Der Platz neben dem degradierten Adjutanten war leer. »Er hat den Minister in den Abgrund gestoßen …«

*

Es gab auf einem Schiff wie dem Sondereinsatzkreuzer STERNENFAUST II und seiner Besatzung von insgesamt 115 Personen einschließlich der Marine-Einheit durchaus die Möglichkeit, sich aus dem Weg zu gehen. Auch ohne Absicht konnte es vorkommen, dass sich etwa Crewmitglieder der technischen Abteilung und solche, die für die Bordadministration zuständig waren, tage-, mitunter sogar wochenlang nicht über den Weg liefen, obwohl die Kabinen, in denen sie untergebracht waren, nur durch ein Deck getrennt auseinander lagen.

Das Schiff, das in seiner breitesten Ausdehnung 95 Meter maß und einen Durchmesser von bis zu 25 Metern aufwies, verfügte in seinem Innern über ein Gang- und Verbindungsschachtsystem von immerhin rund zwölf Kilometern, die die Decks durchzogen. Über 250 Kabinen, Maschinen-, Aufenthalts- und Arbeitsräume, Waffenkammern, sonstige Lager, Hangars usw. befanden sich verteilt auf insgesamt acht Decks.

Ein ineinander verschachteltes Labyrinth, in dem sich Neulinge leicht verirren konnten. Besonders kompliziert wurde es in dem überwiegend robotisch genutzten Schachtsystem, durch das sich auch das abgelegenste Aggregat erreichen ließ. Da sich Roboter gelegentlich als störanfällig erwiesen, mussten all diese Schächte so groß sein, dass sich zur Not auch ein Mensch in ihnen vorwärtsbewegen konnte. Mehr als kriechen war aber in den seltensten Fällen möglich.

Dieses System erwies sich jedoch – besonders im Kampfeinsatz – immer noch als vorteilhafter als in vielen älteren Kreuzern. Noch in der alten STERNENFAUST war es für bestimmte Wartungsarbeiten notwendig gewesen, Maschinisten in den Weltraum auszuschleusen, weil einzelne Bereiche der Bergstrom-Anlage nur von der Außenhülle

des Schiffes erreichbar waren. Das bedeutete einen höheren Zeitaufwand und der konnte im schlimmsten Fall über Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod entscheiden.

Lieutenant Commander Stephan van Deyk, der Erste Offizier der STERNENFAUST, hatte nach Dienstschluss ein paar Leute in einen bestimmten Abschnitt der Kantine eingeladen, der von den einfachen Besatzungsmitgliedern gerne Offiziers-Casino genannt wurde. Tatsächlich ließ sich dieser Bereich durch eine dünne Zwischenwand vom Rest der Kantine abtrennen. Allerdings wurde von dieser Möglichkeit nur selten Gebrauch gemacht. Wenn es jedoch geschah, bot es natürlich Anlass zu heftigem Getuschel und aberwitzigen Spekulationen, was in dem »Separatisten-Club« dieses Mal wohl in aller Heimlichkeit besprochen wurde.

Die Bezeichnung »Offiziers-Casino« ging diesmal an der Sache vorbei, da die kleine Gruppe, die der Erste Offizier um sich geschart hatte sowohl aus Offizieren, aber auch aus Crewmen und Marines bestand. Und zu Heimlichkeiten bestand nur gegenüber einer einzigen Person Anlass, die sich zur gleichen Zeit auf der Brücke befand und dort auch noch bleiben würde.

»Unser Captain geht, damit verrate ich kein Geheimnis, stramm auf die vierzig zu …«, sagte van Deyk.

»Sie wird dreiunddreißig«, unterbrach ihn Bruder William mit leiser Stimme.

»Sag ich doch.« Van Deyk grinste. »Sie scheint nicht erpicht darauf zu sein, dieses Ereignis zu feiern.«

Der Christophorer nickte. »Letztes Jahr hat Michael Tong mit David Stein und mir versucht, etwas zu organisieren, aber an dem Tag …«

»Übermorgen ist es so weit«, warf Takashi ein.

»An dem Tag hat sie Urlaub genommen und sich nicht an Bord befunden. Wir haben das als Hinweis genommen und ihren Wunsch respektiert.«

»Tja, ich bin nicht so diplomatisch«, erklärte van Deyk. »In zwei Tagen ist der 23. März«, bestätigte van Deyk. »Und diesmal kommt sie uns nicht so einfach davon. Der Austritt aus dem Bergstrom-Raum erfolgt erst einen Tag später, also kann sie noch nicht einmal dringende, unaufschiebbare Arbeiten vorschützen. Also wer macht was?«

»Ein paar der Marines haben einen kleinen gemischten Chor gegründet«, sagte Roy Takashi. »Sie singen a capella und werden ihr ein Ständchen bringen.«

»Ausgezeichnet«, sagte van Deyk. »Weitere Vorschläge?«

»Da sich Schnittblumen an Bord nicht lange halten«, ergriff Dr. Gardikov das Wort, »haben wir in Zusammenarbeit mit der technischen Abteilung«, sie nickte zu Rana Quaid, die ihr gegenübersaß, »einen durchsichtigen Tiefkühlbehälter angefertigt.«

»Äh, das verstehe ich nicht? Was soll unser Captain mit einer Tiefkühltruhe?«, fragte van Deyk irritiert.

»Keine Tiefkühltruhe, Lieutenant Commander«, sagte Rana. »Das

Ding ist etwa so groß …«

Sie deutete mit den Händen ein buchgroßes Rechteck an.

»Vielleicht einen Zentimeter dick«, fuhr sie fort. »Es besteht aus zwei durchsichtigen Scheiben in einem Rahmen und wird von unten mit einem kleinen Aggregat gekühlt.«

»Tut mir leid, wenn ich auf der Leitung sitze, aber ich kapiere immer noch nicht …«

»Zwischen den Scheiben werden wir etwas Flüssigkeit zerstäuben, die sich in kürzester Zeit als Frostblumen auf der Innenseite der Gläser niederschlagen wird«, erläuterte Dr. Gardikov.

»Frostblumen?« Van Deyk wiegte seinen Kopf zweifelnd hin und her.

»Lassen Sie sich überraschen«, sagte Dr. Gardikov. »Wir haben es schon mal ausprobiert. Es sieht sehr hübsch aus.«

»So viel Humor hat sie«, warf Takashi ein. »Ich finde die Idee ausgezeichnet. Was meinen Sie Bruder William?«

»Frostblumen für Dana Frost. Sie …« Er stockte kurz und sah auf seine Hände. »Sie weiß genau, dass sie manchmal Eisbiest genannt wird und das finde ich viel … äh, viel verletzender. Und selbst das macht ihr nichts aus. Eis … blumen können wunderschön sein.«

Er blickte wieder auf und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, aber immer, wenn ihn Rana ansah, und er mitbekam, dass sie ihn musterte, durchfuhr ihn ein unbestimmter Schauder. Bisher hatte sie ihm nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als allen anderen am Tisch, jetzt jedoch lächelte sie ihn derart entwaffnend an, dass er unwillkürlich ihr Lächeln erwidern musste. Er sah, dass sich in ihren Augen ein seltsamer Glanz bildete. Seltsam und vor allem geheimnisvoll.

Unergründlich, schoss es ihm durch den Kopf. *Sie ist wahrhaft unergründlich …*

»Okay. Dann machen wir es so«, sagte van Deyk. »Für Sie, Bruder William, habe ich mir etwas Besonderes überlegt … Bruder William?«

»Oh, ja … etwas Besonderes … Ich bin ganz Ohr …«

Hastig löste er seinen Blick von Rana und hoffte, dass der intensive Augenkontakt niemandem aufgefallen war. Niemandem außer ihr. *Etwas Besonderes, sicher, der Captain ist etwas Besonderes, aber sie … auch …*

»Ich dachte mir, dass Sie eine kleine Ansprache halten. Eine launige Laudatio im Namen der gesamten Crew, Glückwünsche, gute Zusammenarbeit, außergewöhnlicher Mensch und so weiter. Sie wissen besser als ich, was man zu solchen Anlässen vom Stapel lässt …«

»Warum ausgerechnet ich, Lieutenant Commander? Wäre das als derjenige mit dem nächsthöheren Rang nicht Ihre …«

»Papperlapapp«, unterbrach van Deyk den Christophorer. »Das ist Ihre Aufgabe. Sie kennen sie am besten. Von allen Besatzungsmitgliedern ist Ihr Rat dem Captain am wichtigsten.«

»Am wichtigsten? Das … das glaube ich … nicht …«

»Unsinn. Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel, Bruder

William.«

Van Deyk ließ, während er das sagte, rasch seinen Blick über die Anwesenden streifen und fuhr dann fort: »Gut. Dann sind wir uns also einig. Bis übermorgen!« Abrupt stand er auf. Die meisten der anderen Anwesenden verstanden das als Signal und erhoben sich ebenfalls von ihren Plätzen. Nur Bruder William blieb sitzen. Er kam sich überrumpelt vor.

Es gab aber natürlich noch einen weiteren Grund für sein diffuses Gefühl des Unwohlseins.

Einige Tage lang war es ihm erfolgreich gelungen, Rana zumindest räumlich aus dem Weg zu gehen, wenn es ihm schon nicht geglückt war, sie aus seinem Gedächtnis zu vertreiben. Dummerweise *erschien sie nie allein* auf der Projektionsfläche seiner Gedanken, sondern beschwor mit schöner Regelmäßigkeit auch das Bild von Schwester Janisa.

Nur einmal – und das bereits vor langer Zeit – war es ihm vergönnt gewesen, mit Janisa zusammen zu sein, die als die Ältere und Erfahrenere von ihnen die Gunst der Stunde genutzt hatte. Anders als Rana hatte ihn Janisa nicht mit Macht überrumpelt, sondern sanft in die Richtung gelenkt, in der sie ihn haben wollte. Von Anfang an hatte sie ihm aber auch klar gemacht, dass eine tief gehende Liebesbeziehung unmöglich sei.

Doch das bedeute ja keineswegs, dass man nicht etwas Spaß miteinander haben dürfe.

William hatte das damals ähnlich gesehen und erst nach ihrer Trennung begriffen, dass der Spaß nach einer Fortsetzung schrie. Unterbrochen von langen Phasen des Schweigens hatten sie immer wieder miteinander Kontakt aufgenommen, miteinander gesprochen, auch wenn Dutzende von Lichtjahre zwischen ihnen lagen. Dank Bergstrom-Funkverbindung hatten sie so mehr oder weniger regelmäßig ihre Fernbeziehung aufgefrischt und den Eindruck gewonnen, dass es noch immer zwischen ihnen knisterte, dass sie sich blendend verstanden, dass sie – wenn es sich denn irgendwann ergeben sollte – das Begonnene durchaus fortführen konnten. Gegenseitig abgesichert von der Tatsache, dass ihre unterschiedlichen Lebensplanungen und -aufgaben, nicht mehr zulassen würde, als ein gelegentliches, gemeinsames Abenteuer.

Aber insgeheim wusste Bruder William zumindest für seine Seite, dass die vermeintliche Unverbindlichkeit einer derartigen Konstellation seit Langem aufgehört hatte zu existieren. Möglicherweise hatte sie nie bestanden. Er mochte Janisa einfach viel zu sehr, um das, was ihn mit ihr verband, auch nur mit einem Hauch von Oberflächlichkeit zu überschatten. Und bis vor wenigen Tagen hatte er gehofft, irgendwie ja auch gewusst, dass sich Janisas Einstellung ihm gegenüber vielleicht auch verwandelt, verändert hatte.

Bis Rana in sein Leben geplatzt war wie eine Bombe.

Das war das Absurdeste an der ganzen Angelegenheit: Mehr als ein

inszenierter Zusammenprall war schließlich nicht geschehen und selbst die Inszenierung nahm er ja streng genommen nur an. Obwohl er sich in diesem Punkt ziemlich sicher war. Alles andere war die Ausgeburt seiner Gedanken und seiner Fantasie.

Er war im Begriff, sich gründlich lächerlich zu machen, und musste höllisch aufpassen. Rein logisch betrachtet, war es gut möglich, dass er viel zu viel in den Zwischenfall hineininterpretierte. Ihre naturgegebene oder anerzogene Freundlichkeit lud möglicherweise zu einer Verkettung von Missverständnissen ein. Wahrscheinlich war er ihr in Wirklichkeit herzlich gleichgültig, schließlich wusste er so gut wie nichts über sie. Es lief nichts mit Rana außer der Tatsache, dass sein Körper auf die heftige Berührung unwillkürlich und unmissverständlich in einer Weise reagiert hatte, die ihn immer noch erstaunte. Zum Glück war wenigstens das Gefühl der Beschämung abgeklungen. Was sollte er tun, auch ein sanftmütiger Christophorer wie er war letztlich nur ein Mann.

Es war schon etwas Wahres daran, überlegte Bruder William, wenn das männliche Geschlecht von Frauen mitunter als mechanistisch beschrieben wurde. Der Mann als simples Aktion-Reaktion-Wesen, das, nur von einer dünnen Schicht kaschiert, nicht anders handelt – wegen seiner Konditionierung nicht anders handeln kann –, als der berühmte Pawlowsche Hund. Jenes bedauernswerte Wesen, das auf ein Klingelzeichen zu sabbern begann. Das Gehirn des Tieres hatte gelernt, dieses Signal mit Fressen gleichzusetzen.

Die kaum wahrnehmbare Schicht, die das Sabbern nur unvollkommen überdeckte, war der Ort, mit dem Mann sich nach außen offiziell identifizierte. Hier war alles untergebracht, was ihn ausmachte, seine Kultur, seine Intelligenz, seine sorgsam herausgebildeten Fertig- und Fähigkeiten. Es war der Ort, in dem sich das verankert hatte, was man Zivilisation nannte. Eine ziemlich löchrige und zerrissene Schicht fand William, der sich mühsam aus dem Tal seiner Selbstzweifel hochreißen musste, um nicht noch weiter in eine Abwärtsspirale ziellosen Grübelns zu geraten.

Bruder William stützte beide Arme auf die Tischplatte und stemmte sich nach oben. Längst war die dünne Zwischenwand wieder weggeschoben worden, mit der man das so genannte Offiziers-Casino vom Rest der Kantine abgetrennt hatte.

Es wunderte ihn nicht, dass er vor dem Schott der Kantine erwartet wurde.

Wie selbstverständlich nahm ihn Rana ohne ein weiteres Wort zu verlieren am Arm und begleitete ihn in seine Kabine. Mit dem Ellenbogen aktivierte sie den Schließmechanismus der Tür und zog den Christophorer an seiner Kutte zu sich heran.

Ihre weichen, feuchten, leicht geöffneten Lippen pressten sich gegen seinen Mund und ohne recht zu wissen, was da gerade geschah, schoss seine Zunge nach vorne, suchte und fand Ranas Zunge, umspielte sie, während seine Zähne sich plötzlich mit einer Heftigkeit in ihre Lippen

bohrten, dass sie einen halb erstickten Schrei ausstieß, der überrascht klang und doch auch voller Lust und Vergnügen.

Willen- und wehrlos ergab sich sein Körper dem Unvermeidlichen, das er sich gleichzeitig so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte. Das Wollen besiegte den Verstand und alle halbherzigen, rationalen Vorbehalte. Sie fetzten sich die Kleider vom Leib, sanken auf das schmale Bett, rollten übereinander und begannen mit der wechselseitigen Erkundung der Landschaften ihrer Körper …

*

An eine rasche Rückkehr in die Gemächer des Palastes war jetzt nicht mehr zu denken. Die langjährige Ausübung ihrer Herrschaft hatte Königin Ggu'kha'tha Geduld, Ruhe und eine unerschütterliche Abgeklärtheit gelehrt. Ein derartiger Vorfall jedoch, wie er sich gerade eben unter ihren Augen abgespielt hatte, brachte auch sie an den Rand der Fassungslosigkeit. Aber im Gegensatz zu ihren Begleiterinnen und Begleitern ließ sie sich von der inneren Erschütterung nichts anmerken. Mit einer knappen Geste befahl sie, Kukk'tar zu ihr zu bringen.

Pt'kx, der von allen Dienern am längsten für die Königin tätig war, ahnte, dass die empörende Angelegenheit mehr Zeit beanspruchen würde und winkte einigen Helfern, das Ruhegestell ihrer Majestät aus dem Innern des Gleiters auf die Rampe zu schieben. Vorsichtig wurde das kostbare Möbelstück, von seiner Funktion am ehesten vergleichbar mit einem Thron, auf den Rasen vor dem Gleiter gerollt.

Dankbar ließ sich die Königin die mit herrschaftlichen Insignien versehenen Pompbänder umlegen, die am Rahmen des Gestells befestigt waren. Heutzutage lagen nur noch mittellose Mantiden in der einfachen und ursprünglichen Ausführung solcher Gestelle, die längst von Antigrav-Konstruktionen abgelöst worden waren, in denen sich Mantiden zur Ruhe begaben. In den Pompbändern des reich verzierten Transportgestells waren ebenfalls Antigravpulser eingearbeitet, sodass ihre Majestät nicht mehr so unbequem ruhen musste, wie es nur wenige Generationen früher üblich gewesen war.

Das transportable Ruhegestell besaß in der mantidischen Gesellschaft eine weit zurückreichende Tradition. Der Gebrauch in der Öffentlichkeit war früher nicht nur der Königsfamilie vorbehalten gewesen, sondern auch von vielen lokalen und regionalen Herrschern und Adeligen praktiziert worden. Es diente natürlich nicht dazu, hochstehenden Persönlichkeiten die Möglichkeit zu geben, quasi vor Publikum ein Nickerchen abzuhalten, sondern galt ausschließlich der Repräsentation. Oft kunstvoll verziert und gearbeitet, signalisierte das Gestell schon auf den ersten Blick die Bedeutung des Ruhenden und es zeigte unmissverständlich zweierlei: Zum einen schwebte der Herrscher darin über seinen Untertanen; zum anderen leitete sich die Überlegenheit und der Machtanspruch des Ruhenden nicht zuletzt davon ab, es sich leisten zu können, nicht zu arbeiten. Denn das taten

schließlich andere für ihn.

Das ging so weit, dass der Ruhende mit seinem Gestell demonstrierte, noch nicht einmal mehr auf den Gebrauch der eigenen Beine angewiesen zu sein.

In einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Phase der mantidischen Geschichte hatte es zu einigen seltsamen Interpretationen dieser symbolträchtigen Einstellung geführt. Während der Herrschaft von Rpt'gkt'ffr dem Faulen soll der König die letzten sieben Jahre das Gestell überhaupt nicht mehr verlassen haben. Für jeden Handstreich, jede Bewegung gab es eine eigens dafür abgestellte Dienergruppe. Kein Wunder, dass ihm die Geschichtsschreibung schon kurz nach seinem Ableben den Beinamen der Faule verlieh. Zum Schluss hatte sich der Herrscher sogar geweigert zu reden und Anweisungen an jemand von außerhalb zu geben, weshalb es zur Einführung des Amtes eines königlichen Raters kam.

Dieses Amt hatte nichts mit der Aufgabe eines Beraters zu tun, an ihnen herrschte kein Mangel. Mit dem Amt des Raters war auch nicht die Aufgabe eines königlichen Sprechers verknüpft, um die Gunst dieses Posten stritten ständig zahllose Anwärter. Der Rater hatte vielmehr den Auftrag die minimalsten Lautäußerungen und lautlosen Bewegungen des Sprachapparates ihrer Majestät zu beobachten und seine Deutungen unverzüglich weiterzugeben.

Das alles war aber noch ein Kinderspiel verglichen zu den Auswüchsen, die während der Herrschaft von Zd'dz'ffr zu beobachten waren. Zd'dz'ffr, ein adoptierter Enkel Rpt'gkt'ffrs, der nach einer turbulenten Phase rascher Machtwechsel schließlich den Thron für sich erobern konnte, ließ sich im Verlauf seiner dreijährigen Herrschaft nach und nach sämtliche Gliedmaßen amputieren, um über Dienerschaft und Throngestell hinaus jedermann deutlich zu machen, dass er dank seiner Getreuen auf jedes Körperteil verzichten konnte, das naturgemäß nur zu niederen Aufgaben und Arbeiten bestimmt war.

Tatsächlich löste er damit für eine kurze Phase so etwas wie eine Verstümmelungsmode in Adelskreisen aus. Aber es wagte selbstverständlich niemand, mit ihm in aller Konsequenz gleichzuziehen. So blieb es bei einzelnen amputierten Beinen, Kampf- oder Feinarmen. Als sich eine hochgestellte Prinzessin die eine Seite der Sprechratschen entfernen ließ, wurde dieser Schritt als edel und beispielhaft hingestellt. Für eine kurze Zeit sah es so aus, als könne dieser Eingriff auch unter anderen Hofdamen Schule machen, aber die Hoffnung auf ein etwas ruhigeres Leben im Palast erfüllte sich nicht.

Einer oppositionellen Adelsgruppe gelang es, Teile der Dienerschaft zu bestechen. Diese schaltete zunächst die Gruppe der unverbrüchlich loyalen und königstreuen Anhänger, Gardisten und Diener aus und warf Zd'dz'ffr in ein fensterloses Verlies tief unterhalb des Palastes, wo der König bar jeglicher helfender Hand, wegen ausbleibender Selenrationen nach kurzer Zeit jämmerlich verendete.

Seitdem war es in der mantidischen Geschichte zwar noch zu vielen

Irrungen und Wirrungen und zahllosen Exzessen und Auswüchsen gekommen, aber kein Adeliger oder Herrscher betonte noch in derart pervertierter Form seine Überlegenheit über die ihm Untergebenen durch das Privileg des Nichtstuns. Dennoch blieb das Herrschaftszeichen des Throngestells erhalten. Schließlich hatte man nicht das Königstum an sich in Frage stellen wollen, sondern nur seine Auswüchse.

Ggu'kha'tha befahl einem Offizier, dass einige Gardisten den ehemaligen Flügeladjutanten sorgfältig fesseln und dann vor ihren Thron bringen sollten. Sie kamen dem Befehl in einer Weise nach, dass Kukk'tar sich keinen Millimeter mehr rühren konnte. Sämtliche Beine waren wechselseitig aneinandergebunden, Fein- und Kampfarme bis zur völligen Bewegungslosigkeit an den Körper geschnürt. Eine eiserne Halsschelle bewirkte, dass Qua'las älterer Bruder noch nicht einmal mehr den Kopf verdrehen konnte, da kleinere Fesseln seine Sprechwerkzeuge und sogar seine Fühler mit der Schelle verbanden.

Selten war ein Verbrecher aufwändiger gebunden vor seine Herrscherin geschleppt worden. Qua'la hatte die Königin gebeten, ins Innere des Gleiters zurückkehren zu dürfen. Ihre Majestät hatte es ihr erlaubt, da sie die innere Zerrissenheit der jungen Mantidin nicht nur spürte, sondern auch gut nachvollziehen konnte. Trotz allem war und blieb Kukk'tar ihr Bruder und das, was nun zwangsläufig folgen musste, war dazu angetan, den Zwiespalt, in dem sich Qua'la befand, ins Unerträgliche zu steigern. Es ging schließlich darum, Kukk'tar zu bestrafen und nicht seine Schwester, die die Königin erst mit ihrem Hilferuf auf das illegale Duell aufmerksam gemacht hatte.

Die heimtückische Ermordung des Ministers durch Kukk'tar hatte jedoch die Situation gründlich verschärft. Da der Anschlag auf Zkx'ttr im Grunde unter den Augen ihrer Majestät stattgefunden hatte, war ein gefährlicher Präzedenzfall eingetreten. Wurde ein Verbrechen unter den Augen eines Monarchen verübt, bedeutete das nicht weniger, als hätte Kukk'tar im vorliegenden Fall versucht, die Königin persönlich zu töten. Dafür kannte man auch in den gegenwärtigen aufgeklärten Zeiten der mantidischen Gesellschaft nur eine Beschreibung: Eine solche Tat war gleichbedeutend mit dem schlimmsten aller Vergehen – mit Hochverrat.

Insgesamt sechs Gardisten schleppten den gefesselten Kukk'tar vor das Throngestell und warfen das bewegungsunfähige Bündel vor der Königin auf den Boden.

»Die Bestrafung von Hochverrat muss unverzüglich erfolgen«, sagte Ggu'kha'tha zu dem im Halbdunkel vor ihr Liegenden. »Man hat mir berichtet, dass Sie gerade über diesen Punkt unseres Strafrechts sehr gut Bescheid wissen. Ich weiß nicht, was Sie zu Ihrer Tat getrieben hat und ich will es auch gar nicht wissen. Die Tatsache, dass Sie sich zu diesem scheußlichen und ehrenrührigen Verbrechen haben hinreißen lassen, ist eine unverzeihliche Beleidigung meiner königlichen Würde.«

Sie hielt kurz inne und da Kukk'tars Sprechwerkzeuge fixiert waren,

konnte er ohnehin nichts darauf erwidern.

»Daneben ist es ein viel größeres Verbrechen, dass Sie mich mit der heimtückischen Ermordung des Ministers eines meiner fähigsten Mitarbeiters beraubt haben. Allein dies würde Ihre sofortige Hinrichtung mehr als rechtfertigen. Nein, nicht nur rechtfertigen, sondern unter allen Umständen fordern!«

Kukk'tar gelang es, sich trotz seiner Fesseln ein kleines Stück zu bewegen. Die metallischen Teile seiner Fesseln durchbrachen mit einem schaurigen Klirren die kurzzeitig einsetzende Stille, als die Königin ihre Ausführung erneut unterbrach. Es war ihr trotz aller eingeübten Distanziertheit deutlich anzuhören, dass es ihr in diesen Minuten nicht leicht fiel, ihrer Rolle gerecht zu werden.

»Das Schlimmste aber, dessen Sie sich so leichtfertig schuldig gemacht haben, ist, dass Sie einem Mantiden, einem vollwertigen Mitglied unserer Gesellschaft, einem treusorgenden Vater, das Recht auf Unversehrtheit und Leben genommen haben. Aus diesen und weiteren Gründen, die darzulegen Aufgabe der juristischen Administration sein wird, die sich mit diesem Fall zu beschäftigen haben wird, kann es hier und jetzt nur ein Urteil geben. Sofortige Exekution an Ort und Stelle. Da es keinerlei Zweifel an Ihrer Schuld gibt, entfällt jeder Grund für einen Aufschub. Hinzu kommt …«

Zum ersten Mal wandte sich die Königin in ihrem Throngestell von Kukk'tar ab und erhob ihre Stimme, um sicher zu sein, dass jeder Anwesende sie verstand.

»Hinzu kommt«, wiederholte sie, »dass die Art Ihres Verbrechens neben der unverzüglichen Hinrichtung eine Aberkennung jeglicher Ehre und Würde notwendig macht. Ihr toter Leib wird demzufolge zur Abschreckung in Spottschellen an einem öffentlichen Platz zur Schau gestellt.«

Langsam stieg die Königin aus den Antigravbändern ihres Throngestells. Anstatt nun aber in den Gleiter zurückzukehren ging sie einige Schritte auf Kukk'tar zu.

»Sagen Sie, Kukk'tar, empfinden Sie es nicht als eine grausame Ironie des Schicksals, dass Sie jetzt die gleiche Strafe erleiden müssen, die Sie selber kürzlich über zwei der Ihnen anvertrauten Hofgardisten verhängt haben?«

Nur ein erneutes Rasseln der Ketten war zu hören.

Pt'kx, der kurz hinter der Königin stand, sagte leise: »Er kann Ihnen nicht antworten, Majestät. Man hat auch seine Sprechwerkzeuge gebunden …«

»Nehmt ihm die Maulfesseln ab!«befahl sie.

»Majestät«, antwortete Kukk'tar schließlich, als er wieder reden konnte. »Ich habe mich zu einer abscheulichen Tat hinreißen lassen, und glaubt mir, ich bereue zutiefst. Natürlich weiß ich, dass meine Reue zu spät kommt und an Eurem Urteil nichts mehr ändern kann. Auch Eure Majestät untersteht dem Gesetz und ich beuge mich in Demut Eurer Entscheidung.«

Verwundert schritt die Königin dem Gefesselten noch ein Stück entgegen.

»Nur um eines bitte ich Euch, der ich bereits mit meinem Leben abgeschlossen habe, inständig …«

»Sprechen Sie.«

»Ich bitte Euch um die Gnade, mir das Recht auf das letzte Wort zu gewähren.«

»Man hat Sie gerade von Ihren Maulschellen befreit und schon reden Sie! Was haben Sie noch zu sagen?«

»Etwas überaus Wichtiges, Majestät.«

»Nun gut, wenn Sie dafür nicht länger als ein paar Minuten brauchen, sei Ihnen die Bitte gewährt. Reden Sie aber länger, wird Ihnen das Wort entzogen. Das Urteil ist bindend und kann nicht rückgängig gemacht werden. Sollte ich also den Eindruck bekommen, Sie reden nur, um Ihr Leben zu retten; oder Sie reden um des Redens willen, um so lange am Leben zu bleiben, wie es Ihnen möglich ist zu sprechen, dann werden Ihnen augenblicklich wieder die Maulfesseln angelegt.«

»Ich danke Eurer Majestät.«

»Also, was haben Sie zu sagen?«

»Das, Majestät, ist nur für Eure Ohren bestimmt. Niemand anderes darf es erfahren.«

»Das haben Sie vorhin nicht gesagt, Kukk'tar.« Sofort klang die Königin verärgert.

»Bitte, Majestät. Kommen Sie zu mir. Sehen Sie doch, ich bin überall gefesselt. Ich kann Ihnen nichts tun.«

Mit dem Vorderbein machte Ggu'kha'tha eine unwirsche Geste, schritt aber zu Kukk'tar und beugte den Kopf zu ihm hinab. Leise und für niemanden sonst verständlich begann Kukk'tar zu flüstern. Nach wenigen Minuten schüttelte die Königin den Kopf und stieß einen leisen, unartikulierten Laut aus. Sofort waren einige Gardisten bei ihr. Doch sie hob beruhigend einen Feinarm.

»Strahler«, sagte sie knapp zu dem ihr am nächsten stehenden Gardisten und streckte die Hand aus. Verwirrt legte der Gardist die entsicherte Waffe in die Hand der Königin. Mit einer flüssigen Bewegung ging sie einen Schritt zurück, richtete den Strahler auf Kukk'tars Kopf und feuerte.

Der ehemalige Flügeladjutant war sofort tot. Von seinem Kopf war nur noch Asche übrig.

»Es geschieht alles so, wie ich es gesagt habe«, rief sie laut, als sie dem Gardisten den Strahler zurückgab. »Er hat mich darum gebeten, dass ich das Urteil persönlich vollstrecke. Diesen Wunsch konnte ich ihm nicht abschlagen.«

Sie ging in den Gleiter zurück. Auf der Rampe drehte sie sich noch einmal um.

»Nehmt die Scheinwerfer, um die Schlucht auszuleuchten und sucht die Leiche von Zkx'ttr. Macht Meldung, wenn ihr ihn gefunden habt.«

Während sich das Schott des Gleiters hinter ihnen schloss, begannen die Dagebliebenen damit, die Scheinwerfer auszurichten.

»Dort«, rief einer. »Ich sehe ihn.«

Schnell scharten sich weitere Gardisten um ihn.

»Bringt Seile her, damit wir runterklettern können«, schrie ein anderer.

Mit dem Abflug des königlichen Gleiters standen nur noch einfachste Hilfsmittel zur Bergung des Toten zur Verfügung. Niemand hatte daran gedacht, eine Antigravplattform auszuladen, bevor die Königin und ihr Gefolge den Ort des Geschehens verließen, »Er ist auf den Felsvorsprung gefallen« sagte der Gardist, der Zkx'ttr entdeckt hatte. Dann fuchtelte er auf einmal aufgeregt mit allen vier Armen.

»Bei allen Göttern! Seht, er bewegt sich! Schnell, ein Arzt!«

*

Bruder William befand sich in einem Zustand, den er nur mit einem Begriff beschreiben konnte, dem der Entrückung. Er fühlte sich so, wie sich christliche Mystiker gefühlt haben mochten, die nach Wochen der Selbstkasteiung, der Askese und des Gebets davon überzeugt waren, in Gottes Antlitz zu schauen. Es gab nur einen Unterschied zwischen ihm und den frommen Männern. Er hatte auf das Gegenteil gesetzt, hatte keine Entbehrungen auf sich genommen, hatte sich nicht in die Einsamkeit einer Wüste zurückgezogen, um unter dem Einfluss der sengenden Sonne, ständigem Hunger und quälendem Durst langsam aber sicher wahnsinnig zu werden.

Im Gegenteil – unter diesen äußeren Gesichtspunkten gab es nichts, aber auch gar nichts, was er mit den Gottsuchern vergangener Zeiten gemeinsam hatte. Und trotzdem war er felsenfest davon überzeugt, demselben Ziel, nach dem sie alle strebten, nähergekommen zu sein.

Das Gesicht Gottes besaß natürlich keine menschlichen Züge. Der Mensch als sein Ebenbild – wie alle anderen lebenden Kreaturen des Universums – war nur in dem Sinne eine Entsprechung des Schöpfers, als sich im seelischen Gleichklang, der sich durch die belebte, sinnbegabte Materie zog, ein Hauch jener Melodie wiederfand, ohne die kein Leben möglich war.

Bruder William spürte, dass ihm die Worte fehlten, um das zu beschreiben, was ihn erfüllte. Auch in dieser Hinsicht fühlte er sich den entrückten Gottessuchern des Mittelalters verwandt und verstand, warum die Mystiker so oft von Atem und Melodie sprachen, um das Unbeschreibliche zu beschreiben. Die dem Leben in all seinen Erscheinungsformen zugrunde liegende seelische Energie ähnelte in ihrer Qualität tatsächlich eher einer abstrakten Klangfolge als Worten oder Namen.

Die Worte sind unsere *Schöpfung; das, was der Mensch erfindet, um auch etwas begreifen zu können, was er nicht direkt vor seinen Augen und in*

Reichweite hat …

Im ersten Jahr seiner Schulung zum Christophorer hatte ihn sein Orden nach kurzer Zeit wieder rausgeworfen. Kaum, dass er der Bruderschaft beigetreten war und in einem dreimonatigen Verfahren auf Eignung, Einstellung, Talent und Fähigkeiten, kurz auf Herz und Nieren überprüft worden war, hatte ihn eines Abends überraschend der Leiter des Schulungs-Konvents, Bruder Gebbert, zu sich gerufen. Neben dem Besucherstuhl stand ein fertig gepackter Koffer, über die Lehne hing die Zivilkleidung, mit der William das Ordenshaus betreten hatte.

»Hier ist ein Freiflug mit unbegrenzter Kilometerzahl«, sagte Bruder Gebbert und schob einen Briefumschlag über den Schreibtisch. »Außerdem befindet sich eine Kreditkarte mit einem Limit von zehntausend Solar in dem Umschlag. Du bist frei! Du kannst gehen, wohin du willst und tun, was du willst. Es gibt nur zwei Einschränkungen. Erstens, du musst sofort und unverzüglich nach unserem Gespräch den Konvent verlassen und …«

»Je… jetzt, noch …? Heute Abend?«, stammelte William verwirrt.

»Jawohl, noch heute Abend«, antwortete Bruder Gebbert. »Und die zweite Bedingung ist, dass du *nicht* wiederkommst.«

»Wie … bitte?« Entsetzen hatte das Gesicht des jungen Novizen bleich werden lassen. Bruder Gebbert blickte ihn nachdenklich an.

»Jedenfalls frühestens in neun Monaten. Kommst du nur einen Tag früher … nun …« Er ließ die drohend angedeutete Konsequenz einen Moment offen. Sprach dann aber doch aus, was William im gleichen Augenblick bereits ahnte. »Dann bleibt dieses Haus für dich verschlossen und zwar für immer!« Bruder Gebbert starrte auf seine Finger und William folgte diesem Blick. Zu seinem Erstaunen sah er, dass sich schwarze Ränder unter den Nägeln abzeichneten, als hätte er eben noch in der Erde gewühlt. William erinnerte sich an das große Gewächshaus im Garten hinter dem Ordenshaus und daran, dass bei seiner Ankunft im Konvent Bruder Gebbert nach einer kurzen Begrüßung der Novizen mit raschen Schritten dorthin verschwunden war. Damals hatte er die gärtnerische Leidenschaft des Leiters sympathisch gefunden. Jetzt wusste er nicht mehr, was er davon halten sollte.

»Ich weiß, zehntausend Solar sind für verwöhnte Leute eine Summe, die sie in einem Monat verbrauchen. Aber andere, die vor dir den gleichen Weg durch diese Tür da gegangen sind …« Er zeigte mit seinem dicken Finger auf die Bürotür. »Haben sogar wieder etwas mitgebracht. Aber darum geht es nicht, die Flugkarte und das Geld sind nur Symbole. Wenn du mehr benötigst, besorg es dir. Wo, wie, bei wem, das ist uns egal. Natürlich würden wir es nicht gutheißen, wenn du deshalb zum Verbrecher wirst …«

»Was … was soll ich … da draußen tun?«, fragte William, dem immer noch die Überraschung ins Gesicht geschrieben stand.

»Woher soll ich das wissen?«, blaffte Bruder Gebbert heftig zurück.

»Ich bin schließlich nicht du!«

»Und … wenn, wenn … ich mich weigere?« William tat so, als habe er die aufbrausende Antwort gar nicht gehört.

»Auch egal«, sagte Gebbert ausdruckslos. »Du wirst uns in jedem Fall heute Abend verlassen. Nur wirst du in diesem Fall auch in neun Monaten nicht mehr zu den Christophorern zurückkommen können …«

»Ah … ja.« William nickte. Allmählich begann er zu begreifen. »Wo soll ich mich umziehen, hier?«

»Natürlich nicht. Draußen«, bellte Bruder Gebbert.

»Gut … gut«, sagte William. »Dann … dann … auf Wiedersehen.«

William schnappte sich seine Sachen und huschte aus dem Büro. Als er gerade die Tür hinter sich schließen wollte, hörte er noch einmal Bruder Gebbert rufen: »Hey! Du hast den Umschlag vergessen!«

»Brauche ich nicht, trotzdem danke.«

William hatte sich als Erstes einen Job gesucht und rasch eine Arbeit in einem Lebensmittellager gefunden. Ein Kollege vermietete ihm ein billiges Dachzimmer. In seiner Freizeit tat er das, was er schon während seiner Schuljahre gerne getan hatte. Er trieb sich in Museen und Bibliotheken herum, studierte alte Kulturen, sowie lebendige und tote Sprachen.

Als fast sechs Monate vorbei waren, hatte William endlich so viel Geld zusammen, um sich eine Economy Passage zum Mars leisten zu können. Er hatte von Ann Gifford gehört, die sehr umstrittene, aber auch sehr erfolgreiche Kurse anbot, die Titel trugen wie »Vergiss Gott, um ihn zu finden« oder »Erkenntnis und Erleuchtung – zwei verschiedene Stiefel, aber keiner passt«.

Die weise, alte Dame hatte sich vor mehr als zehn Jahren in ein abgelegenes, kuppelüberwölbtes Tal zurückgezogen, das auf herkömmlichem Weg von den Marssiedlungen und den unterirdischen Städten nicht erreichbar war. Der Versorgungstunnel, der Ursprünglich einmal existiert hatte, war, schon lange bevor Ann das Gelände für einen Spottpreis erwarb, eingestürzt.

Sie lehnte Antigravtechnik aus unerfindlichen Gründen ab, und so mussten ihre Seminaristen mittels altmodischer, solarbetriebener Kettenfahrzeuge in einer fast sechzehnstündigen Fahrt in ihr abgelegenes Anwesen gekarrt werden. Zu Williams Verblüffung war er nicht der einzige Christophorer, aber der einzige Novize, der sich für Seminare bei Ann Gifford eingeschrieben hatte. In einem Kurs machte sie ihre Teilzeitschüler mit den Grundlagen von Tantra bekannt.

»Aus wohlerwogenen Gründen«, hatte sie in der Einführung gesagt, »verzichte ich in meinen Seminaren auf den praktischen Teil dieser Lehre. Denn obwohl es sich um eine Lehre handelt, kann man die praktischen Aspekte des Tantra nicht lernen, sondern nur erfahren. Und auch erst dann, wenn jeder von Ihnen so weit ist, um für diese Erfahrung auch bereit zu sein. Seien Sie nicht traurig, aber das wird bei den meisten von Ihnen niemals der Fall sein. Sie sind trotzdem keine

schlechteren oder unvollkommeneren Menschen, als die wenigen, die diese Stufe erklimmen. Tantra ist dann halt nur nicht Ihr Weg. Die tantrische Theorie, die Philosophie des Tantra aber kann jeden von Ihnen weiterbringen. Es ist also nicht umsonst, wenn Sie sich jetzt anstrengen und Mühe geben …«

In einigen Gesichtern hatte sich deutliche Ernüchterung breitgemacht. Deshalb fügte Ann Gifford noch hinzu: »Hören Sie, es bleibt Ihnen unbenommen, ihr Sex-Leben nach dem Kamasutra auszurichten und jeden Tag neue Verrenkung auszuprobieren. Aber glauben Sie mir, dieser Aspekt des Kamasutra hat mit Tantra so viel zu tun wie eine Verpackungsmaschine mit Pralinen …«

Vor ihr stand eine Schale mit edlem Naschwerk und mit sichtlichem Vergnügen griff sie hinein und steckte sich eine Marzipantrüffel in den Mund. »Selbst wenn die Verpackungsmaschine dazu benutzt wird, Pralinen in die vorgesehenen Schachteln zu füllen.« Der letzte Halbsatz war kaum verständlich, da sie genüsslich mit vollem Mund weitersprach.

Die wenigen Tage, die Bruder William jetzt mit Rana zusammen war, richtig zusammen war, hatten ihn auf nachhaltige Weise verändert. Nachdem er nach neun Monaten und neun Tagen wieder ins Konvent der Christophorer zurückgekehrt war und seine eigentliche Ausbildung absolviert hatte, war das, was Ann Gifford in ihrem Seminar über Tantra gesagt hatte, wieder aus seinem Gedächtnis verschwunden. Bis jetzt. Dank Rana war es ihm wieder eingefallen.

Plötzlich verstand er neben vielem anderen, dass Liebe blind machen konnte.

Ohne es sich vorzunehmen und ohne daran zu denken, hatte der Sex mit Rana auf einmal eine tantrische Qualität angenommen. Während eines Höhepunkts war es ihm vorgekommen, als löse sich sein Ich schlagartig auf und verschmelze in einem hellen, kristallinen Licht mit der Ewigkeit.

Das war das Gesicht Gottes gewesen.

Davon war er fest überzeugt. Die Ahnung der Ewigkeit, die Auflösung von Zeit, Raum und allem, was ihn selbst ausmachte, dauerte dessen ungeachtet nur wenige Augenblicke lang. Dann gewann sein Bewusstsein wieder die Oberhand und gleichzeitig dämmerte es ihm, dass es eine große Gnade sein würde, solch ein Erlebnis, einen derartigen Zustand noch einmal empfinden zu dürfen.

Das darfst du nicht mit Liebe verwechseln, flüsterte sofort eine böse, störende Stimme in seinem Kopf. Er wollte heftig widersprechen, aber die Saat des Zweifels war gesät.

Über all dem, das hatte streng genommen bereits mit dem Zeitpunkt begonnen, als er und Rana beim Joggen zusammengeprallt waren, hatte er die Probleme und Befindlichkeit der ihn umgebenden Welt völlig ausgeblendet.

Er war regelrecht geschockt, als ihm diese einfache Tatsache bewusst wurde.

Die kleine Rede, die er zu Dana Frosts informeller Geburtstagsfeier improvisiert hatte, war freundlich aufgenommen worden, aber kaum hatte er sich wieder – zu Rana – gesetzt, konnte er sich kaum noch an ein Wort davon erinnern. Inzwischen hatten die meisten Besatzungsmitglieder der STERNENFAUST mitbekommen, dass zwischen ihnen »etwas lief«. Es war ihm ebenso egal gewesen wie der ganze, verdammte Rest.

Dabei war dieser ganze, verdammte Rest dazu angetan, einem die Luft abzuschnüren. Einen zu würgen, als würde man von einem unsichtbaren Assassin mit einer Drahtschlinge erdrosselt. Es gab ein alles überschattendes Wort, das dem ganzen, verdammten Rest einen Namen gab: Dronte.

Ja, es stimmte wirklich. Liebe machte blind. Selbst gegenüber der Tatsache, dass alle bekannten Völker der Galaxis im Begriff waren, vor der Dronte-Gefahr in die Knie zu gehen. Liebe machte blind vor der Bedrohung der eigenen Auslöschung. Er hatte es ja erlebt! Die eigene Auslöschung, als er mit Rana schlief. *Was war so schlimm daran?*

Wieder meldete sich die böse, innere Stimme, die nur dazu da zu sein schien, um ihn mit zynischen Kommentaren zu ärgern und zu quälen. Er wusste genau, dass die Auslöschung der Persönlichkeit in Folge einer Dronte-Übernahme in nichts vergleichbar war, mit dem Hauch göttlicher Erkenntnis dank eines Liebesakts.

Bruder William begann sich wegen derartig niederträchtiger Vergleiche zu hassen. Doch damit überdeckte er nur sein eigenes, ungelöstes, persönliches Problem. In wenigen Stunden würden sie das Mantis-System erreichen. Er würde an Bord der L-1 die Abordnung auf die Planetenoberfläche begleiten. Rana sollte an Bord zurückbleiben. Und es würde Teil seiner Aufgabe sein, Schwester Janisa wiederzusehen …

Das Karma schlägt zurück, dachte Bruder William und meinte das alles andere als ironisch. Denn auf einmal begann er sich nach einem euphorischen Hochgefühl, wie er es so noch nie erlebt hatte, ziemlich mies zu fühlen. Unbeschreiblich mies sogar …

*

»Es ist kaum zu glauben, aber das war nur der Anfang.« Kkiku'h machte eine Pause. Zusammen mit Botschafter Florian Hutter, Dana Frost, Bruder William und Schwester Janisa befand er sich im klimatisierten Konferenzraum der diplomatischen Vertretung der Solaren Welten auf Mantis VI. D'koh und Qua'la sollten die Runde später komplettieren. Noch befand sich Qua'la im Palast der Königin, um noch einmal vorzufühlen, ob sich die Absage des Treffens zwischen der Delegation der Solaren Welten und ihrer Majestät Königin Ggu'kha'tha nicht doch noch zurücknehmen ließ.

»Leider passt diese plötzliche Absage ganz in das höchst widersprüchliche Bild, das wir seit mehreren Wochen von der Königin

und der mantidischen Regierung vermittelt bekommen«, sagte Botschafter Hutter.

»Ich bin Soldat, keine Diplomatin«, erwiderte Dana Frost, »aber mir kommt es so vor, als handele es sich um einen offenen Affront. Ich kann nicht erwarten, dass sich Königin Ggu'kha'tha an mich erinnert, ich halte das sogar für ziemlich unwahrscheinlich, aber wir sind schließlich als eine offizielle Abordnung der Solaren Welten hier und das Treffen war im Vorfeld zwischen unserer und der mantidischen Regierung abgesprochen …«

»Nein, vom einem *offenen* Affront darf man in diesem Fall nicht sprechen«, wehrte Florian Hutter ab …

»Ob offen oder versteckt ist mir *offen* gesagt ziemlich egal, Exzellenz. Ich denke …«

Sie hielt inne, weil sie die leise Handbewegung Bruder Williams sah. Sie nickte ihm zu.

»Ich … bin der Meinung«, sagte Bruder William, ohne jemanden direkt anzublicken, »wir sollten vielleicht erst einmal Kkiku'hs Bericht zu Ende hören, bevor wir uns eine … äh … Meinung bilden.«

»Bruder William hat recht«, bekräftigte Schwester Janisa, die neben dem Christophorer saß, Williams Einwand. Dabei blickte sie ihn mit ihren sanften Augen freundlich an. Unruhig rutschte William auf seinem Stuhl hin und her, schien seine Nervosität dann aber selbst zu bemerken und erstarrte förmlich.

Der Einzige, dem diese Reaktion nicht auffiel, war offensichtlich Kkiku'h. Ihn plagten ganz andere Sorgen.

»Dieses fatale Duell zwischen Minister Zkx'ttr, dem es ganz allmählich wieder besser geht, und dem unseligen Kukk'tar war so etwas wie eine Zäsur«, fuhr Kkiku'h fort. »Es war schon ungewöhnlich, dass sich die Königin dazu hinreißen ließ, die Exekution von Qua'las älterem Bruder selbst vorzunehmen, aber seitdem ist sie nicht wiederzuerkennen. Sie entlässt grundlos – und wenn ich grundlos sage, kann man beim besten Willen kein Grund finden – langjährige Mitarbeiter, sogar Minister, aber auch hochgestellte Offiziere. Die neuen Leute, die in die offenen Posten nachrücken, sind fast immer völlig unbekannt, aber das wäre ja nicht weiter schlimm. Wirklich fatal für die mantidische Gesellschaft ist, dass sie auch durch die Bank weg komplett unfähig sind …«

»Wenn das so weitergeht«, ergänzte Schwester Janisa, die die Verhältnisse vor Ort fast noch besser kannte als mancher Mantide, »stürzt ihre Majestät Mantis VI in den Abgrund. Es ist, als programmiere sie mit teuflischer Präzision das blanke Chaos …«

»Das ist sehr drastisch formuliert«, warf Botschafter Hutter ein, »aber es trifft den Kern der Dinge. Zwar beschränkt sich dieser höchst fatale Umbau der mantidischen Gesellschaft derzeit noch ausschließlich auf die Hauptwelt, auf Mantis VI, aber niemand sollte sich der trügerischen Hoffnung hingeben, der Rest des mantidischen Imperiums käme ungeschoren davon …«

»Es hat etwas von einem planmäßigen Vorgehen«, sagte Kkiku'h. »Erst Mantis VI und die Zentralgewalt, dann der Rest …«

»Unter den derzeitigen Prämissen«, fuhr Florian Hutter in seiner steifen Art fort, »fürchte ich, dass das mantidische Imperium als Verbündeter im gemeinsamen, galaxisweiten Kampf gegen die Dronte ein sehr unzuverlässiger Partner wäre.«

»Wenn sich die Mantiden überhaupt zu einer Allianz bereitfinden«, knurrte Dana.

»Captain«, sagte Bruder William, »erinnert Sie das Ganze nicht … an etwas …«

»Natürlich!«, erwiderte Dana heftiger, als sie wollte. »Aber daran will ich noch nicht einmal denken …«

Bruder William war zusammengezuckt, doch bevor er etwas erwidern konnte, klopfte es kurz an der Tür des Konferenzraums und ein Botschaftsangestellter kam herein. Er flüsterte Florian Hutter eine kurze Mitteilung ins Ohr.

»Vorwärts«, rief Hutter laut. »Bringen Sie sie herein. Qua'la und D'koh sind eingetroffen«, erklärte er den Anwesenden.

*

Es war tief in der Nacht, als sich der kennungslose Gleiter auf den Weg machte. In den vornehmen Vierteln, in denen sich Regierungsgebäude und Botschaften mit großen Villen, luxuriösen Appartementhäusern und weitläufigen Parkanlagen abwechselten, herrschte eine Stille, die man mit Grabesruhe verwechseln konnte. In der Nacht wurde der Durchgangsverkehr weiträumig um das Gebiet herumgeleitet und bewaffnete Wachposten sorgten dafür, dass nur solche Personen und Fahrzeuge in das Viertel hinein- oder herauskamen, die hier auch registriert waren.

In der gigantischen Metropole ringsherum sah es anders aus. In den meisten Industrieanlagen wurde auch während der Nacht gearbeitet. Rings um den viele Hektar großen Raumhafen hatten sich Vergnügungs- und Geschäftszentren angesiedelt, die rund um die Uhr geöffnet hatten. Hier wie auch in den ärmeren Außenbezirken pulsierte Tag und Nacht das Leben.

Der kennungslose Gleiter musste quer durch die Stadt und wäre beim Verlassen des streng bewachten Viertels zweifellos angehalten worden, hätte er nicht über ein kleines Gerät mit einem Programm verfügt, dass jede beliebige Kennung imitieren konnte. Solch eine Einrichtung besaß natürlich auch ihre Schwächen. Hatte etwa auf Grund eines dummen Zufalls ein Gleiter, der exakt diese Kennung besaß, den Kontrollpunkt kurz zuvor passiert, hätten die Alarmglocken geschrillt und die Fälschung wäre sofort aufgeflogen.

Der Fahrer war jedoch nicht so dumm, vor dem Verlassen des Regierungsviertels einfach eine x-beliebige Kennung zu generieren,

sondern hatte sich die eines Gleiters »gesaugt«, der ein paar Hundert Meter zuvor in einer Parkbucht verankert war. Die Entschlüsselung verriet, dass der Besitzer in dem dahinter liegenden Haus lebte und als hochgestellter Verwaltungsmanager in einem Rüstungsbetrieb arbeitete. Es war kaum anzunehmen, dass er noch in dieser Nacht einen Ausflug unternehmen würde und wenn doch, dann war er es, der Probleme bekam.

Im Verkehrsgewimmel, das schon bald nach Passieren der Kontrollstation einsetzte, fiel es nicht weiter auf, dass die eben noch eingesetzte Kennung wieder abgeschaltet wurde und durch eine andere ersetzt wurde.

Der Sinn des Unterfangens war klar. Die Insassen des Gleiters wollten unter allen Umständen vermeiden, dass sich ihr Weg bei späteren Recherchen im Verkehrskontrollsystem rekonstruieren ließ. Mit anderen Worten, niemand sollte wissen, wohin sie gefahren, noch dass sie überhaupt unterwegs gewesen waren.

Auch für den Rückweg war bereits vorgesorgt. Vor einer Gleiter-Servicestation nahe des Diplomatenviertels parkten eine Reihe von Fahrzeugen, die am kommenden Tag gewartet werden sollten. Eine Überprüfung ergab mehrere Treffer. Hier standen eine ganze Reihe von Gleitern, die Leuten gehörten, die innerhalb der überwachten Region wohnten und wahrscheinlich zur Überbrückung mit geliehenen Fahrzeugen unterwegs waren oder von Mitarbeitern der Werkstatt nach Hause gebracht worden waren.

Da die Kontrollen an den Grenzen des Viertels für die hochgestellten Bewohner keine Behinderung darstellen sollten, geschahen sie rein elektronisch. Das ging in der Regel schnell und reibungslos vonstatten, aufgehalten wurde nur, wer vom System nicht erkannt wurde. Deshalb gab es aber auch keine tieferen und zeitaufwändigeren Verknüpfungen außer der Überprüfung, ob der Gleiter innerhalb des bewachten Viertels registriert war oder nicht. Erwartete jemand noch spät in der Nacht Besuch, so wurde die Kontrollstation informiert und die neue Kennung erhielt einen zeitlich begrenzten Status, der ein ungehindertes Passieren möglich machte.

Nur wirklich unbekannte Gleiter wurden aufgehalten, überprüft und erst nach Rücksprache durchgelassen oder es wurde ihnen die Zufahrt verweigert.

Mühsam bahnte sich das wuchtige Fahrzeug seinen Weg durch die oft verstopften Straßen. Bewusst blieb der Gleiter in Bodennähe und nahm nicht eine der vielen Steigpassagen hoch zu den schnelleren Flugkorridoren in größerer Höhe. Dort wurde der Verkehr stärker überwacht als in den Straßenschluchten. So dauerte es mehr als eine Stunde, bis sie den Trubel der Innenstadt durchquert hatten und wieder in eine ruhigere Gegend kamen, die sich vor allem durch nüchterne Großbauten auszeichnete.

»Wir sind im Klinikviertel«, sagte Kikku'h, der den kennungslosen Botschaftsgleiter steuerte. Neben ihm befanden sich mit D'koh und

Qua'la zwei weitere Mantiden in dem Fahrzeug. Außerdem fuhren Botschafter Hutter, Dana Frost, Bruder William, Schwester Janisa und Dr. Gardikov mit. Obwohl sie alle in den Gleiter passten, herrschte doch eine drangvolle Enge. Normalerweise hätte sich eine Gruppe aus fünf Menschen und drei Mantiden auf mindestens zwei Fahrzeuge aufgeteilt. Sie besaßen jedoch nur eines der – natürlich illegalen – Geräte, mit denen sich willkürlich Kennungen generieren ließen.

Kaum hatte Dana während des vergangenen Tages Kikku'hs Bericht zur Kenntnis genommen sowie die Ergänzungen, die Qua'la und D'koh später noch hinzugefügt hatten, veranlasste sie, dass Dr. Gardikov ihre Abordnung ergänzte. Erst spät in der Nacht landete das Shuttle mit der Ärztin und ihrem Gepäck am Raumhafen nahe der Botschaft. Nach kurzer Begrüßung bestieg die Gruppe wenig später den Gleiter.

Kikku'h parkte ihn jetzt auf einem weitläufigen Gelände. Er stieg alleine aus und ging auf einen dunklen, flachen, lang gestreckten Bau zu. Die anderem blickten ihm schweigend hinterher, wie er in der Dunkelheit verschwand und nach wenigen Sekunden plötzlich von einem starken Scheinwerfer angestrahlt wurde. Das Licht, das ihn erfasst hatte, beleuchtete auch einen verschlossenen Eingang.

Das Funkgerät im Gleiter knackte. Kikku'h hatte sein Gerät eingeschaltet, als er auf das Gebäude zuging.

»Hier ist Kikku'h von QXKG«, war aus dem Lautsprecher zu hören. Er sprach offensichtlich in eine Sprechanlage am Eingang des Gebäudes. »Ich habe eine Verabredung mit Dkt'urrl, sie erwartet mich …«

»Einen Moment«, knarrte es aus der Sprechanlage, dann war eine Zeitlang nur das Geknatter elektrischer Störgeräusche zu hören.

»In Ordnung«, kam schließlich die Antwort, »gehen Sie zu Tor 7. Dkt'urrl erwartet Sie dort.«

»Wo befindet sich Tor 7?«

»Rechts von Ihnen aus gesehen. Bleiben Sie in der Nähe der Hauswand, ich schalte die Beleuchtung ein …« Tatsächlich flammten weitere Scheinwerfer auf und wiesen den Weg. Nun verließen auch die anderen den Gleiter und gingen auf Tor 7 zu. Bruder William half Dr. Gardikov und trug einen Teil ihres Gepäcks.

Die Mantidin, die sie an Tor 7 erwartete, begrüßte sie und bat sie dann in das Innere des Baus. Über eine flache, breite Rampe stiegen sie in einen mehrgeschossigen Keller hinunter. Dkt'urrl öffnete mittels eines chipgesteuerten Schlüssels eine Reihe von großen Türen, die in der Art von Schleusen hintereinander angeordnet waren. Von mal zu mal wurde es kühler.

Schließlich betraten sie einen für mantidische Verhältnisse flachen, wenig mehr als drei Meter hohen Saal, der jedoch in der Fläche die Ausmaße einer Sportarena besaß. Dann sahen sie, warum der Raum so niedrig war. In dem darunter befindlichen Boden wie auch in der Decke darüber war jeder Kubikmeter Platz genutzt. Zum einen für eine

Vielzahl von Instrumenten und die hydraulischen Vorrichtungen, die notwendig waren, um sie herauf und herunter zu befördern. Zum anderen für die sterblichen Überreste tausender Mantiden, die gewaltsam ums Leben gekommen waren, deren Todesursache ungeklärt war oder die an einer unbekannten Krankheit gestorben waren.

All diese Fälle wurden hier untersucht und begutachtet, die Körper seziert und erst nach Abschluss der Untersuchungen zur Verbrennung oder einer anderen, weniger gebräuchlichen Methode der Bestattung freigegeben.

Noch in der Botschaft hatte D’koh ausgiebig mit Qua’la diskutiert, ob sie es sich antun wolle mitzukommen, aber die Meinung der Prinzessin war unerschütterlich gewesen. Es war ihr nichts anzumerken, als der Leichnam ihres Bruders vor ihnen lag und Dkt’urrl zu erläutern begann, was sie bisher mit ihm gemacht hatte.

»Als Opfer einer Exekution brauchen wir uns natürlich nicht um Fragen wie die Todesursache kümmern«, sagte sie mit leisen Klackgeräuschen, die von dem Translator mit gedämpfter Stimme übersetzt wurden.

»Da Hinrichtungen heute häufig per Strahlerschuss in den Kopf ausgeführt werden, bleibt vom Gehirn in der Regel leider nicht viel übrig«, fuhr Dkt’urrl fort. »Aus medizinischer, noch mehr aus pathologischer Sicht ist das sehr schade, da gerade bei Delinquenten, die schwere Verbrechen zu verantworten hatten, die Untersuchung des Gehirns vielleicht Aufschlüsse gewähren könnte, was ihn zu seinen Taten getrieben hat …«

»Entschuldigen Sie, wenn ich hier einhake, Frau Kollegin«, unterbrach Dr. Gardikov, »aber das müssten Sie etwas näher erläutern …«

»Manchmal, in seltenen Fällen konnten wir die Beeinträchtigung bestimmter Hirnregionen feststellen«, antwortete Dkt’urrl. »Diese Beeinträchtigungen waren oft bereits in der frühesten Jugend des Delinquenten entstanden. Sie wissen: heranwachsende Mantiden müssen sich oft häuten bis sie ihre erwachsene Größe erreicht haben. In diesen Phasen ist das Gehirn nahezu ungeschützt – zum Beispiel vor Schlägen. Wird während eines Häutungsverlaufs ein junger Mantide gegen den Kopf geschlagen – egal ob absichtlich oder unabsichtlich – kann eine Hirnregion in Mitleidenschaft gezogen werden, die unter normalen Umständen für Empathie zuständig ist. Fehlt diese Fähigkeit ganz oder teilweise, kann das zur Erklärung späterer Verbrechen von Bedeutung sein …«

Qua’la und D’koh sahen sich lange an. Die Übrigen konnten nur ahnen, was gerade in ihren Köpfen vorging. Bruder William ahnte es neben Kikku’h als Erster. Es waren nicht Kukk’tars Überreste, die ihre Nachdenklichkeit auslösten, sondern der Gedanke an ihre eigenen Kinder.

»Im Fall Ihres Bruders«, fuhr die mantidische Pathologin fort, »war es

nicht nötig, den Körper zu öffnen, um die Innereien zu untersuchen. Ich habe mich auf eine äußere Inaugenscheinnahme und die obligatorische Mikro-Untersuchung des genetischen Materials beschränkt …«

»Ist Ihnen bei Ihren Untersuchungen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragte Kikku'h. Die Frage war rein rhetorisch. Die Andeutungen, die Dkt'urrl ihm gegenüber bereits zuvor gemacht hatte, waren eindeutig gewesen. Dank seiner langjährigen journalistischen Erfahrung wusste Kikku'h meistens sofort, wo er nachfragen musste, mit wem er Kontakt aufnehmen musste, um ungeklärten Sachverhalten nachzugehen. So war es auch im Fall des von Königin Ggu'kha'tha eigenhändig hingerichteten Bruders von Qua'la gewesen.

»Ja«, antwortete Dkt'urrl knapp. »Ich fand im sogenannten Blauen Kanal genetische Spuren im Nanobereich, die nicht mit der DNA des Toten übereinstimmten.« Sie schwieg einen Moment. Als niemand spontan reagierte, fügte sie noch hinzu: »Das ist äußerst ungewöhnlich …«

»Blauer Kanal … was bitte sehr ist das?«, fragte Bruder William. Auch er musste sich bei diesem Begriff auf die Translatorübersetzung verlassen. Eine kleine gelbe Anzeige leuchtete an dem Gerät auf, als es diese Worte gebrauchte. Ein Hinweis darauf, dass die Übersetzung nur vage war und keine bessere Entsprechung im Speicher des Translatormoduls vorhanden war.

»Der Blaue Kanal«, erläuterte Dkt'urrl, »ist ein physiologisches Merkmal, über das heute nur eine Minderheit von Mantiden verfügt. Interessanterweise findet man es fast nur bei Mitgliedern alten mantidischen Adels, weshalb der Blaue Kanal auch Adelsöffnung genannt wird. Es ist eine seltsame körperliche Besonderheit, die nur passiv vererbt wird und deshalb sicher irgendwann aussterben wird. Es wäre nicht schade drum, denn diese Körperöffnung verfügt über keinerlei Funktion oder Nutzen. Mantiden brauchen den Blauen Kanal ebenso wenig wie Menschen einen Wurmfortsatz am Blinddarm …«

»Das ist in der Tat hochinteressant«, sagte Dr. Gardikov. »Zwei Fragen: Können Sie uns diesen Blauen Kanal zeigen und zu wem oder was gehört das genetische Fremdmaterial?«

»Um Ihre zweite Frage zuerst zu beantworten«, sagte Dkt'urrl, »ich weiß nicht, woher das fremde Genmaterial stammt. Ich weiß nur eines sicher, es ist nicht mantidischen Ursprungs und es ist zu abnorm, um auf eine bakterielle Verunreinigung oder Ähnliches zurückgeführt werden zu können. Es scheint sich auch irgendwie zersetzt zu haben.«

Die Pathologin drückte mit ihren Feinarmen auf einige Knöpfe, sodass sich das Prallfeld mit Kukk'tars Leiche um hundertachtzig Grad drehte. Dann nahm sie einen ihrer Kampfarme, die im mantidischen Alltagsleben für all jene Tätigkeiten eingesetzt werden, die körperliche Kraft benötigen, und presste eine Chitinplatte, die kaum größer als zehn mal zehn Zentimeter war, ein Stück zur Seite.

»Bei einem lebendigen Körper geht das leichter«, sagte sie und legte

eine Körperöffnung frei, die gerade mal groß genug war, um eine menschliche Hand hineinzuführen. Die Chitinplatte befand sich an der Unterseite und es war für Menschen schwierig zu definieren, ob das noch der Brust- oder schon der Bauchbereich war, noch dazu, da sich die Physiologie der Mantiden in so vielen Bereichen grundlegend von der anderer galaktischer Spezies unterschied. Das fing mit ihrer Selenabhängigkeit an und endete noch lange nicht bei der Tatsache, dass Mantiden über keine Lungen verfügten und auch keine Luft zum Atmen benötigten.

»Ich ahne etwas«, sagte Dana Frost. Ihre Stimme klang unwillkürlich heiser und düster. Bruder William nickte bestätigend und auch er sah nicht fröhlicher aus. Die Gesichter der übrigen Menschen hatten ebenfalls einen ernsten Ausdruck angenommen.

»Wo führt dieser Kanal hin?«, fragte Dr. Gardikov und wies auf die Öffnung.

»Im Prinzip überall hin«, antwortete die Pathologin. »Er ist eine Art Schleuse ins Innere des Körpers. Dort können dann die Organe, in begrenztem Umfang natürlich, zur Seite geschoben werden.«

»Ist eine Verbindung durch den Blauen Kanal bis zum Gehirn möglich?«, fragte Dana.

»Direkt wie indirekt«, sagte Dkt'urrl. »Unmittelbar über die wichtigsten Nervenbahnen wie auch entlang der Nervenbahnen, die alle letztlich mit dem Gehirn in Verbindung stehen.« Die Pathologin wies auf die Gerätekoffer, die Bruder William und Dr. Gardikov dabei hatten. »Was genau wollen Sie mit der Leiche jetzt machen?«

»Ich denke, Ihre Auskünfte waren bereits erschöpfend genug«, antwortete Dr. Gardikov. »Falls Sie das nicht anders sehen«, sie wandte sich an Dana, »können wir meiner Ansicht nach auf einen eigenen Scan verzichten.«

Der Captain nickte. »Danke, Sie haben uns sehr geholfen.« Dana wandte sich an ihre Begleiter. »Diese Informationen reichen uns fürs Erste. Lasst uns in die Botschaft zurückkehren.«

»Vielen Dank«, schloss sich nun auch Botschafter Hutter an. »Mit Ihrer Bereitschaft, diskret und unbürokratisch Ihr Wissen mit uns zu teilen, haben Sie dem mantidischen Volk wie auch uns Menschen einen unschätzbaren Dienst erwiesen …«

*

Obwohl es bereits tief in der Nacht war und alle einen anstrengenden Tag hinter sich hatten, dachte niemand daran zu schlafen. Ohne es zu verabreden, versammelten sie sich nach ihrer Rückkehr in die Botschaft wieder im Besprechungsraum, um die neuen Erkenntnisse zu besprechen. Dr. Gardikov bot vorsorglich einige Aufputschtabletten an, um die Energiereserven zu mobilisieren, aber niemand nahm dieses Angebot an. Die Neuigkeiten an sich waren aufputschend und

alarmierend genug, als dass die Müdigkeit sie hätte übermannen können.

Noch während des Rückflugs in dem kennungslosen Gleiter hatte Dr. Gardikov die Messergebnisse des Dronte-Scanners abgelesen. Das Gerät war die ganze Zeit eingeschaltet gewesen. Sie hatte dieses Vorgehen vorab mit Dana vereinbart.

»Es klingt nicht nur paranoid, es ist paranoid«, versuchte sie die die Heimlichtuerei zu erklären, als wieder in der Botschaft waren, »aber es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir müssen uns schützen …«

»Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser«, sagte Bruder William, wohl wissend, dass er damit einen berühmt-berüchtigten Revolutionär und Atheisten des frühen zwanzigsten Jahrhunderts zitierte. »Was hat die Kontrolle ergeben?«

»Dkt'urrl hat wahrscheinlich die Wahrheit gesagt«, antwortete Dr. Gardikov. »Sie selbst ist jedenfalls nicht von einem Dronte befallen. Es wurden keinerlei typischen Emanationen aufgezeichnet. Das bedeutet ganz nebenbei, dass auch von uns selbst niemand betroffen ist …«

»Wie beruhigend«, klackte Kikku'h. Der zynische Unterton entging selbst dem Translator nicht.

»Was Kukk'tars sterbliche Überreste anbelangt«, fuhr Dr. Gardikov ungerührt fort, »wenn er zu Lebzeiten von einem Dronte übernommen worden war, dann hat sich dieses Mistvieh rechtzeitig davongemacht …«

»Es ergäbe auch keinen Sinn aus Sicht eines Dronte, in einem toten Wirtskörper zu bleiben«, sagte Botschafter Hutter.

»Wir *wissen* also immer noch nicht sehr viel, aber immerhin zweierlei«, fasste Dana zusammen. »Erstens, die Mantiden waren in grauer Vorzeit ein Hilfsvolk der Dronte. Zweitens, Kukk'tar hat sich während seines Exils im Gebiet der Starr aufgehalten. Hier kann er mit Dronteträgern in Kontakt gekommen und übernommen worden sein. Wir haben dafür keinen Beweis, aber es ist ziemlich nahe liegend.«

»Normalerweise«, ergänzte Dr. Gardikov, »ist eine Operation notwendig, damit ein Dronte in einen Wirt eingepflanzt werden kann … Dieser so genannte Blaue Kanal legt die Vermutung nahe, dass eine solche Operation bei einigen Mantiden nicht nötig ist …«

»Sie verfügen noch über die Vorrichtung zur Aufnahme von Dronte, die ihnen wahrscheinlich von den Dronte in alten Zeiten angezüchtet worden ist«, sagte Bruder William und erntete einige erstaunte Blicke. Kein Stocken hatte das, was er gesagt hatte, unterbrochen. In diesem Moment klang er unerwartet selbstbewusst.

»Der Blaue Kanal hat die Übernahme eines Mantiden durch einen Wirt damals sicherlich ungemein erleichtert und bei denjenigen Mantiden, die noch heute darüber verfügen, ist es immer noch eine einfache Sache«, fuhr Bruder William fort.

»Der Blaue Kanal wird auch Adelskanal genannt«, erinnerte Schwester Janisa. Bruder William zuckte zusammen, als sie das Wort ergriff. Doch die übrigen Gesprächsteilnehmer gingen, ohne etwas zu

sagen, darüber hinweg.

»Eine indiskrete Frage, Qua'la …«, sagte Dana. »Verfügen Sie auch über einen Blauen Kanal?«

Qua'la bewegte hektisch ihre Fühler.

»Nein«, antwortete sie mit leiser Stimme, die im Folgenden zu einem kaum verständlichen Flüstern herabsank: »Kukk'tar hat mich als Kind immer damit aufgezogen. Er besaß den Adelskanal und ich nicht. Er war der Einzige in unserer Familie, der darüber verfügte, und mächtig stolz darauf. ›Ein sichtbares Zeichen meines Adels‹, sagte er immer wieder. ›Nur in mir setzt sich die alte Linie unserer ruhmreichen Vorfahren wahrhaftig fort.‹ Er warf mir und meinen Geschwistern immer vor, dass wir im Gegensatz zu ihm degeneriert seien …«

Auch die Menschen bemerkten jetzt, dass die Ereignisse der Nacht zusammen mit den schrecklichen Vorfällen der jüngsten Vergangenheit stärker an ihren Nerven gezerrt hatten, als sie zugeben wollte.

»Seien Sie froh«, sagte Bruder William, »dass Sie den Adelskanal nicht geerbt haben. Ohne ihn leben Sie heute wesentlich sicherer. Ich möchte nicht wissen, wie viele Mantiden mit Blauen Kanälen von den Dronte bereits klammheimlich übernommen wurden … Quasi im Schlaf, ohne dass sie etwas davon bemerkten …«

»Die Situation stellt sich auf Mantis VI grundlegend anders dar als etwa bei den Starr«, sagte Dana nachdenklich.

»Zuletzt war der Blaue Kanal noch in der Generation unserer Großeltern aufgetaucht«, fuhr Qua'la fort. »Später wurde dann überhaupt nicht mehr darüber gesprochen. Als wir älter waren, lernten wir, dass nur Kinder über derartige Merkmale sprechen, Erwachsene nicht.«

»Es ist wie mit Geld«, sagte Botschafter Hutter. »Man spricht nur darüber, wenn man keins hat …«

»Wir *müssen* darüber reden«, knurrte Dana, »über diesen Blauen Kanal meine ich. Ich frage mich nämlich, ob nicht auch Königin Ggu'kha'tha darüber verfügt. Und wenn ja, würde das viel erklären …« Endlich war es ausgesprochen, was als stumme Befürchtung schon seit Langem in der Luft gelegen hatte. »Zu dumm, dass sie sich nach wie vor weigert, die Delegation der Solaren Welten zu empfangen«, fuhr Dana fort. »Andererseits, auch wenn der Dronte-Scanner in den letzten Wochen ständig verbessert wurde, er ist immer noch ein unhandliches, viel zu auffälliges Gerät. Selbst wenn es bei der verabredeten Begegnung geblieben wäre, wir hätten uns schwer getan, diesen Kasten mal eben ganz unauffällig in die Nähe der Königin zu bringen …«

*

Pt'kx war verzweifelt. So etwas hatte er in den langen Jahren seiner Dienerschaft noch nicht erlebt. Er kannte ihre königliche Hoheit von dem Moment an, als sie aus dem Ei geschlüpft war. Er konnte sich an

den freudigen Tag noch so genau erinnern, als hätte das Ereignis erst gestern stattgefunden.

Sicherlich half seinem alten, allmählich nachlassenden Gedächtnis hierbei auch die Tatsache, dass der Tag, als Prinzessin Ggu'kha das Licht der Welt erblickte, gründlich dokumentiert worden war, so wie es bei den Nachkommen hochstehender Familien üblich war. Bestimmt hundert Mal hatte er sich in den vergangenen Jahren die Kinderbilder angesehen, oft zusammen mit der Königin, die dann immer ganz sentimental wurde.

Die unwiederbringlich vergangene Zeit einer unbeschwerten Jugend hatte sie gemeinsam in Erinnerungen schwelgen lassen. Und zu keiner anderen Gelegenheit war ein größeres Gefühl der Vertrautheit und Nähe entstanden. Ja, wer konnte damals schon ahnen, dass aus der kleinen, lebhaften Prinzessin einst eine Königin werden würde, die mächtige Herrscherin über das mantidische Imperium mit seinen hundertacht Provinzen, verteilt auf siebenunddreißig Planeten in dreiundzwanzig Sonnensystemen. Wer hatte schon ahnen können, dass der eigentliche Thronanwärter Prinz Bap'ka'tha während seiner Offiziersausbildung mit seinem Raumkreuzer über einer namenlosen Welt im Grenzgebiet der Starr abstürzen würde? Man hatte nur noch verkohlte Trümmer gefunden, die gesamte Besatzung war ums Leben gekommen und mit ihr auch der junge, lebenslustige Kommandant, der Thronanwärter, auf den sich alle Hoffnungen konzentriert hatten.

Und wer hätte ahnen können, dass sich die beiden in der Hierarchie nachrückenden Zwillingsbrüder derart bekämpfen würden, dass die eigentlich vorgesehene Doppel-Regentschaft fast in einen Bürgerkrieg gemündet hätte.

Damals hatte Prinzessin Ggu'kha erstmals einen überraschenden Weitblick und einen bis dato bei ihr nicht vermuteten Willen zur Macht entwickelt. Mit geschickten Allianzen brachte sie sich während der sich täglich zuspitzenden Krise ins Spiel und tatsächlich gelang es ihr nach kurzer Zeit, nicht nur die Mehrheit der Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen, sondern auch die wichtigsten Verbündeten der verfeindeten Brüder für sich einzunehmen.

Selbst Adelskreise, die ihr gegenüber skeptisch eingestellt waren, befürworteten sie schließlich als eine Ausweichkandidatin, da niemand – außer den Brüdern – wirklich einen Krieg wollte. Sie nahmen an, dass Ggu'khas Herrschaft nur von kurzer Dauer sein würde. Aber lange genug währen würde, um jeder Partei genug Zeit zu geben, eine neue Thronanwärter-Familie aufzubauen.

Der Bruderzwist wurde auf die typische Art alt-mantidischen Adels gelöst, mit einem Duell, bei dem sich die beiden Kontrahenten gegenseitig zu Tode beförderten.

Kaum nahm Ggu'kha'tha den königlichen Namenszusatz an und bestieg den Thron, bestand eine ihrer ersten Amtshandlungen darin, Duelle zu verbieten. Es gelang ihr nicht, diese unpopuläre Maßnahme wirklich und wirksam durchzusetzen, aber sie verschaffte sich damit

bei der größten Bevölkerungsgruppe der mantidischen Gesellschaft nachhaltig Respekt, beim einfachen Volk. Das begriffen nach und nach auch die klügeren Teile des Adels, die daraufhin eng mit ihr zusammenarbeiteten, selbst wenn sie das Duellverbot geschickt zu umgehen verstanden.

Auch Pt'kx gewann an Einfluss und Macht hinzu. Als ältester Diener und Vertrauter der jungen Prinzessin wollte die frisch gekrönte Herrscherin nicht auf ihn verzichten. Sie schätzte seine unverbildeten Ratschläge. Hinzu kam, dass er ihr durch alle schwierigen physischen wie psychisch-geistigen Häutungen treu zur Seite gestanden hatte. Keiner kannte mehr private Geheimnisse der Königin als er. Noch nicht einmal ihren besten Freundinnen vertraute sie so viele ihrer innersten Gedanken, Wünsche und Hoffnungen an wie ihm.

Und all das sollte auf einmal vorbei sein.

Gut, er wusste selbst, dass er mittlerweile ein Alter erreicht hatte, das ihn steif und unbeweglich machte. Längst konnte er beim forschen Schritt der Jüngeren nicht mehr mithalten, aber bisher hatte ihre Majestät auf seine Gebrechlichkeit mit einer rührenden Besorgtheit Rücksicht genommen. Schon seit vielen Jahren war er von seinen ursprünglichen Aufgaben entbunden und gab die Anweisungen der Königin nur an die ständig größer werdende Dienerschar weiter.

Er hatte bereits vor langer Zeit darum gebeten, bis zu seinem natürlichen Ende dienend an ihrer Seite sein zu dürfen. Eine Bitte, die Ggu'kha'tha mit einem Schluchzen gewährt hatte und das nicht nur in einer leichtfertig dahingesagten Bemerkung, sondern sogar in seiner Personalakte schriftlich niedergelegt und persönlich besiegelt hatte. Solch ein besiegeltes Wort von Seiten eines Königs oder einer Königin galt seit Mantidengedenken als ehernes Gesetz.

»Ich kann etwas besiegeln, aber genau so gut kann ich dieses Siegel wieder brechen …«, hatte sie vor ein paar Minuten zu ihm gesagt. Zutiefst erschüttert, aber – so hoffte er – ohne sich etwas anmerken zu lassen, hatte er sich nach dieser unglaublichen Bemerkung zurückgezogen.

Wo sollte er denn hin?

Aus seiner Familie lebten nur noch entfernte Verwandte, die sich wahrscheinlich nur deshalb an ihn erinnerten, weil er eine bedeutende Stellung bei Hofe einnahm. Falsch, eingenommen hatte …

Pt'kx konnte sich seinerseits kaum an ein Gesicht aus der fernen, weitläufigen Verwandtschaft erinnern. Eine Frau hatte er sich nicht genommen, keine eigenen Kinder gezeugt. Seine Familie – obwohl er das selbstverständlich niemals laut ausgesprochen hätte – war doch die Königin! Natürlich war es anmaßend, so etwas auch nur zu denken. Trotz aller Nähe, die bis vor Kurzem zwischen ihnen bestanden hatte, war doch der Standesunterschied zwischen dem einfachen, alten Diener und der Königin viel zu groß, letztlich unüberwindbar. Dennoch hatte er ihr sein Leben gewidmet und er hätte es ihr auch ohne Frage geopfert, wenn sie angegriffen worden wäre.

Als Ggu'kha'tha das erste Mal heiratete und ihre ersten beiden Gelege zur Welt brachte, hatte Pt'kx dafür gesorgt, dass der königliche Nachwuchs die bestmögliche Erziehung und Ausbildung bekam. Als wenig später ihr Gemahl starb, hatte sie erneut ihre Macht und ihre Position festigen können. Ihr zweiter Mann, der wesentlich jünger war als sie, trug das seine dazu bei, die Schar der königlichen Nachkommenschaft weiter zu vergrößern. Noch dreimal gelang es Ggu'kha'tha erfolgreich ein Gelege zur Welt zu bringen. Ihre Mutterschaft überstieg damit das übliche Maß um ein Vielfaches.

Beide Männer stammten aus einflussreichen Familien, die sie erfolgreich an sich zu binden verstand. Die Kinder waren das perfekte Bindemittel, auf deren Grundlage sich ein andauernder Einfluss aufbauen ließ.

Dap'tol, ihr zweiter Mann, mischte sich ebenso wenig in die Staats- und Regierungsgeschäfte ein, wie es ihr erster getan hatte. Beide begriffen von Anfang an ihre Rolle und hielten sich im Hintergrund. Seit klar war, dass Ggu'kha'tha kein weiteres Gelege zur Welt bringen würde, hatte sich Dap'tol eine neue Aufgabe gesucht und verwaltete jetzt königliche Güter auf Mrrmpl, einer der selenreichsten Welten des mantidischen Imperiums. Seitdem sahen er und die Königin sich nur noch selten.

Pt'kx haderte mit sich und zermarterte sein Gehirn: Was war gewesen? Was war geschehen? Irgendetwas musste er doch getan haben, weshalb sie auf einmal so kalt und abweisend zu ihm war, ja, ihm sogar die Tür wies.

Es fiel ihm nichts ein, so sehr er sich auch anstrengte und nachdachte. Der Gedanke war ungeheuerlich, aber es gab von seiner Seite keinen Anlass, der den Zorn der Königin verursacht haben könnte. Er wagte es kaum zu denken, aber seit diesem unseligen Duell zwischen Kukk'tar und Zkx'ttr hatte sich die Königin verändert. So stark verändert, dass sie nicht mehr dieselbe war.

Er zuckte heftig zusammen, denn als sich dieser nachgerade ketzerische Gedanken in seinem Kopf formte, stieß er – tief in seine düstere Grübelei versunken – auf dem Gang mit Prinzessin Qua'la zusammen. Sofort senkte er demütig den Kopf und entschuldigte sich in übertriebener Weise.

»Das war meine Schuld, Prinzessin. Ich bin untröstlich …«

»Ist schon gut, Pt'kx«, sagte Qua'la. »Es ist doch nichts passiert.«

»Nichts passiert? Ganz im Gegenteil, das hätte mir nicht passieren dürfen. Ich bin ein ungeschickter, nutzloser, alter Mann. Wenn mich doch jemand einfach entsorgen könnte …«

»Was reden Sie da, Pt'kx! Ich will solch einen Unsinn nicht hören!«

»Sie haben recht, Prinzessin. Ich fasele nur noch dummes Zeug. Hören Sie nicht auf mich …«

Mit diesen Worten wollte er sich, einige müde Grußgesten andeutend, an Qua'la vorbeidrücken und in einem Seitengang verschwinden.

»Halt!«, rief Qua'la ihm hinterher.
Tatsächlich blieb der alte Mantide stehen.
»Kommen Sie, Pt'kx«, sagte sie. »Ich glaube, wir sollten miteinander reden. So kenne ich Sie ja gar nicht …«

*

»Der alte Diener kann uns möglicherweise noch sehr nützlich sein«, sagte Botschafter Hutter zu Qua'la. »Es war gut, ihn in die Botschaft mitzubringen …«
»Ich hoffe nur«, sagte Dana, »dass sie wirklich nicht verfolgt wurden.«
»Unmöglich«, erwiderte D'koh. »Eventuelle Spitzel haben vielleicht mitbekommen, dass Qua'la mit ihm zusammen den Palast verlassen und ihn in unsere Wohnung gebracht hat, aber danach sind wir so vorgegangen wie besprochen …«
Dana erinnerte sich natürlich an die Maßnahmen, die sie besprochen hatten – Fahrzeugwechsel, Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel, Besuch zweier stark frequentierter Märkte, allesamt Vorgehensweisen, um mögliche Verfolger abzuschütteln – aber mittlerweile traute sie sich noch nicht einmal mehr selbst. Die Paranoia, von der Dr. Gardikov gesprochen hatte, machte vor nichts und niemandem mehr Halt.
»Ein … ein Übermaß an Vorsichtsmaßnahmen … kann auch sehr lähmend sein«, warf Bruder William ein und erntete prompt einen finsteren Blick des Captains. Obwohl sie dem Christophorer am liebsten über den Mund gefahren wäre, musste sie ihm insgeheim doch recht geben.
»Wir müssen rasch handeln«, sagte D'koh, »dann haben wir vielleicht noch eine Chance …«
»Angenommen, wir erhalten einen Beweis für unseren Verdacht, was sollten wir Ihrer Meinung nach tun?«, fragte Schwester Janisa den Mantiden.
»Wir müssen mit dieser Information umgehend an die Öffentlichkeit treten«, antwortete Kikku'h an seiner Stelle.
»Was?« Es klang wie ein Aufschrei, der von Botschafter Hutter, Qua'la und Dr. Gardikov gemeinsam ausgestoßen wurde.
»Sind Sie sich über die Konsequenzen im Klaren?«, fragte der Botschafter entsetzt.
»Natürlich nicht«, stieß D'koh zornig hervor »Die Folgen einer derartigen Nachricht können überhaupt nicht im Einzelnen vorausberechnet werden. Immerhin betrifft das jeden Einzelnen und damit werden die möglichen Reaktionen unüberschaubar …«
»Wie können Sie dann trotzdem einen derartigen Schritt in Erwägung ziehen«, fauchte der Botschafter ganz undiplomatisch. »Ein Schritt, der zu Aufruhr, Verhaftungswellen, Gewalt, schlimmstenfalls bis zum Bürgerkrieg führen kann …«

»Weil uns keine andere Wahl bleibt«, sagte Kikku'h knapp. »Aber wir reden über ungelegte Eier, vielleicht malen wir ja alle schwarz und Königin Ggu'kha'tha ist überhaupt nicht von einem Dronte befallen …«

Schön wär's, dachte Dana.

*

Noch hatten sie keine freie Minute gefunden, um unter vier Augen miteinander reden zu können. Obwohl Bruder William diesen Moment fürchtete, konnte er ihn auch kaum abwarten. Wie so oft in letzter Zeit empfand er die Situation, in der er sich befand, als zutiefst widersprüchlich. Er wusste, dass er mit Schwester Janisa reden musste. Alle Worte und Sätze, die er sich bisher zurechtgelegt hatte, kamen ihm nichts sagend oder ausweichend vor.

So auf gar keinen Fall, dachte er. Aber dann erfüllte ihn eine eigenartige Leere, die nichts anderes darstellte, als den Zustand blanker Ahnungslosigkeit.

Das Schlimmste war, dass er – kaum dass er Schwester Janisa wiedergesehen hatte – sie noch immer höchst attraktiv fand. So attraktiv, dass schon die kleinste Bemerkung, die sie machte, ihn in heillose Verwirrung stürzte. Die böse, hinterhältige Stimme, die sich immer häufiger in ihm meldete, riet unverhohlen dazu, Aussprache Aussprache sein zu lassen, den Mund zu halten und wenn sich die Gelegenheit ergab, das Abenteuer mit Janisa fortzusetzen. *Lass dir das bloß nicht entgehen!*, riet die Stimme schamlos.

Unmöglich!, stöhnte er in Gedanken. Und erst als sich diese unverschämte Überlegung in ihm bildete, fiel ihm auf, dass von Janisas Seite bisher keinerlei Versuche unternommen worden war, ihm versteckte Zeichen zukommen zu lassen. Sie war freundlich wie immer, es war auch nicht der Fall, dass sie ihn mied, aber selbst, wenn sie direkt neben ihm saß oder ging, gab es keine wie unabsichtlich wirkende Berührung oder ein leises in sein Ohr geflüstertes Wort.

Weiß sie etwa schon …?

Bruder William konnte es sich kaum vorstellen. Von allen Besatzungsmitgliedern der STERNENFAUST war er derjenige, der über den besten Kontakt zu ihr verfügte. Und die Probleme, die sie veranlasst hatten, nach Mantis VI zu kommen, waren beileibe viel zu ernst, als dass irgendjemand einen Gedanken an das Ausplaudern von Klatschgeschichten zu verschwenden schien.

Die Tatsache, dass er gerade seinen höchst privaten Gedanken nachhing, hatte auch nur damit zu tun, dass er schweigend und tatenlos in einem Gleiter saß, der von Qua'la gesteuert wurde und auch auf sie zugelassen war. Die Fenster waren verdunkelt. Neben ihm saß – offensichtlich ebenfalls in tiefes Nachdenken versunken – Dana Frost. Hinter ihnen hatte es sich Kikku'h bequem gemacht, der es angesichts der Einsilbigkeit seiner Gefährten aufgegeben hatte, ein Gespräch in Gang bringen zu wollen.

Anfangs hatte sich D'koh heftig dagegen gewehrt, Qua'la bei dieser Fahrt allein zu lassen. Allein der Umstand, dass ihr Ausflug die einzige Möglichkeit zu sein schien, sich Gewissheit zu verschaffen, hatte seine größte Besorgnis hervorgerufen. Aber letztlich musste auch er einsehen, dass sich dieses Vorhaben nur so und nicht anders verwirklichen ließ.

Kikku'h besaß eindeutig die größere Erfahrung im Umgang mit mobilen Kameras und es war unerlässlich, dass einer von ihnen im Studio die Stellung hielt, um das Material, das er übermitteln würde, sendefertig zu machen. Hinzu kam, dass nur Qua'la in ihrer Funktion als Prinzessin überhaupt die Chance besaß, ungehindert in das Außengelände des königlichen Palasts zu gelangen. Das war noch keine Eintrittskarte in den weitläufigen Palast selbst, geschweige denn, dass es ihnen gelingen würde, auch nur in die Nähe der Königin zu gelangen.

Was diesen Teil ihres Vorhabens betraf, mussten sie sich auf die Informationen von Pt'kx, des alten Kammerdieners ihrer Majestät, verlassen, der den gigantischen Bau besser kannte als jeder andere. Dana hatte sich dank seiner Angaben einen Plan der Anlage erstellt, den sie in ihren Taschencomputer abgespeichert hatte. Neben Dr. Gardikov war Bruder William der Einzige, der sich mit der Bedienung des Dronte-Scanners auskannte. Aus Gründen, die er nicht kannte, aber auch nicht hinterfragte, hatte Dana entschieden, dass er und nicht Dr. Gardikov sie bei ihrem Vorhaben begleiten sollte.

Da es um größtmögliche Unauffälligkeit ging, hatten sie den Einbruch der Dunkelheit abgewartet und sich in der Zeit bis zur nächsten Nacht ein paar Stunden Schlaf gegönnt, den jeder von ihnen dringend nötig hatte. Auch Bruder William war so müde gewesen, dass er augenblicklich eingeschlafen war, kaum dass er sich hingelegt hatte. Erst als er wieder aufwachte, kam ihm zu Bewusstsein, dass sich auch Schwester Janisa Stunden zuvor wortlos zurückgezogen hatte. Er war so erschöpft gewesen, dass es ihm noch nicht einmal aufgefallen war.

Eine Nacht ohne Schlaf, gefolgt von intensiven, alle Konzentration fordernden Lagebesprechungen und Erörterungen, während der Qua'la in den königlichen Palast gefahren war, um dort unauffällig den aktuellen Stand der Dinge auszuforschen; schließlich die Nachricht von D'koh den alten Diener betreffend, den sie bei sich aufgenommen hatten und nicht zuletzt die konspirative Aktion, mit der sie Pt'kx in die Botschaft der Solaren Welten brachten – all das hatte sie auf Trab und wach gehalten. Die gründliche Befragung des Dieners, das Abwägen aller Handlungsoptionen, die sich auf Grund der neuen Informationen ergaben, irgendwann zu diesem Zeitpunkt war selbst Bruder William bereit gewesen, auf das Angebot von Dr. Gardikov zurückzukommen, und sich mit Aufputschmitteln vollzustopfen.

Stattdessen hatte Dana Frost die Strategiediskussion überraschend beendet, ihre Entscheidung verkündet und allen aus dem Team ein paar Stunden Schlaf verordnet.

Qua'la fuhr am ersten, automatisierten Kontrollpunkt vorbei. Nichts geschah, der Gleiter konnte anstandslos passieren. Schon hier hatte Dana insgeheim mit den ersten Problemen gerechnet. Sie nahm an, dass alle Fahrzeuge gründlich elektronisch durchleuchtet wurden und Qua'la zumindest gefragt werden würde, wer noch im Gleiter saß.

»Seht ihr, Pt'kx Aussage trifft zu, dass der Außenbereich des königlichen Palasts nur oberflächlich kontrolliert wird«, sagte Qua'la erleichtert.

Dana gab ein bejahendes Knurren von sich, denn genau diesen Punkt hatte sie dem alten Diener nicht abgenommen. Sie hatte ihm nichts Böses unterstellen wollen, nur Unwissenheit, schließlich hatte er sich zeitlebens nie intensiv mit Sicherheitsfragen beschäftigen müssen.

Es gab schon Kilometer vom Palast entfernt Gleiter-Parkplätze. Zwischen dem Palast pendelten ständig eigene Fahrzeuge hin und her, die Besucher wie Bedienstete, Lieferanten wie Minister zu den verschiedenen Gebäudekomplexen transportierten. Für Waren, die im Palast benötigt wurden, gab es eigene Anlieferungslager. Schrittweise nahm die Durchlässigkeit des Sicherheitssystems ab. Je näher man ans Schloss kam und erst recht innerhalb der eine eigene kleine Stadt bildenden Bauten wurden die Kontrollen stärker.

Trotzdem war es Besuchern fast jeden Tag gestattet, den königlichen Palast zu besichtigen. Dabei wurden keine Unterschiede gemacht, ob es sich um Mantiden oder die Vertreter anderer, befreundeter Spezies handelte. Allerdings konnte niemand individuell das Gelände besichtigen, sondern nur in bewachten Gruppenführungen, bei denen die Besucher von den Führern eine Fülle an interessanten Einzelheiten zu den einzelnen Bauwerken und der mantidischen Geschichte erzählt bekamen. So konnte sichergestellt werden, dass sie sich nur in bestimmten Bereichen und abgegrenzten Arealen aufhielten.

Nachts gab es keine Besichtigungstermine und es verkehrten auch keine Zubringer-Shuttle zum eigentlichen Palastgelände. Sie hatten in einem abgelegenen Winkel des Außenbereichs geparkt und mussten einen guten Kilometer zu Fuß zurücklegen. Sie hätten näher heranfahren können, aber damit wären sie umso sicher kontrolliert worden.

Sie kamen schließlich zu einem für mantidische Verhältnisse schmalen Eingang in einem Seitentrakt.

»Glück gehabt«, sagte Qua'la, der es problemlos gelang, die Tür mittels Pt'kx Chipkarte zu öffnen. Direkt hinter dem Eingang ging eine steil abwärts führende Rampe in einen Kellertrakt. Bruder William und Dana rutschten die abschüssige Strecke auf dem Hosenboden hinunter, die für die beiden Mantiden und ihre vier Beinpaare kein Problem darstellte. Beide Menschen hatten es abgelehnt, sich von Qua'la und Kikku'h helfen zu lassen. Der Gang war sehr niedrig, ein deutliches Zeichen, dass dieser Zugang zum Palast nur für Dienstboten vorgesehen war.

Die Tür schloss sich automatisch wieder hinter ihnen und mit einer

kleinen Kameraleuchte suchte Kikku'h nach dem richtigen Weg, wobei er immer wieder auf die Skizze blickte, die Dana auf ihrem Taschencomputer aufgerufen hatte. In diesem Teil des Palasts kannte sich auch Qua'la nicht aus.

Ihr Plan sah vor, ausschließlich sogenannten Domestikengängen zu folgen, die parallel zu den von Ministern und der Königin genutzten Fluren verliefen. Diese schmalen und unbequemen Gänge führten meistens hinter Festsälen und Zimmerfluchten, um diese durch unauffällige Türen betreten zu können, Selenspender aufzufüllen oder andere Besorgungen zu erledigen und ebenso unauffällig wieder zu verschwinden.

Eine Reihe dieser Gänge führte direkt zu den Privatgemächern der Königin. Die Türen wären höchstwahrscheinlich verschlossen, aber sie wollten schließlich auch gar nicht Ggu'kha'tha direkt konfrontieren. Der Plan verzeichnete einige Räume, in denen sich die Königin zu dieser Zeit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aufhielt. Die Wände der Domestikengänge waren nicht dick genug, um die Wirksamkeit des Dronte-Scanners einzuschränken.

In den Gängen leuchteten über den Geheimtüren kleine Lämpchen, die anzeigten, ob sich jemand in dem Raum befand oder nicht. Es sollte also kein Problem sein, die Königin, ohne dass sie es mitbekam, zu scannen. Parallel filmte Kikku'h die gesamte Aktion und sendete die ungeschnittenen Bilder zu D'koh ins Studio.

»Sollte der Scan ergeben, dass die Königin von einem Dronte befallen ist, dann werden sie und ihre Leute das natürlich vehement abstreiten. Schließlich gibt es keinen echten, für Außenstehende nachvollziehbaren Beweis, außer ihr würdet Ggu'kha'tha direkt vor die Kamera bekommen …«, hatte D'koh eingewandt.

»Wir brauchen fürs Erste einen Beweis für uns«, hatte Dana erwidert. »Dann kann man sie immer noch in aller Öffentlichkeit auffordern, sich einem Scan zu unterziehen …«

Die vier benötigten mehr als eine halbe Stunde, um in dem Ganggewirr den richtigen Weg zu finden. Da mantidische Architekten in den seltensten Fällen Treppen oder Stufen bauten, gestaltete sich der Weg besonders für Dana und Bruder William zu einer sportlichen Herausforderung, die sie an die Grenzen ihrer Kraft brachte. Die spiralförmig nach oben führenden Gänge waren vom jahrhundertelangen Gebrauch glatt wie eine Eisbahn und ohne die Hilfe der Mantiden, die sie nach oben zogen, hätten sie eine Vorrichtung wie Saugnäpfe gebraucht, um vorwärts zu kommen.

»Um diese Zeit schläft in diesem Teil des Palast alles«, hatte der Kammerdiener vorausgesagt und tatsächlich begegneten sie niemandem.

Als sie endlich den Bereich der königlichen Räumlichkeiten erreichten, erwartete sie eine Überraschung. Das Licht über der Domestikentür zum Schlafgemach brannte hellrot und signalisierte, dass sich jemand in ihm aufhielt.

»Höchstwahrscheinlich Ggu'kha'tha selbst«, flüsterte Bruder William, spürte aber, bevor er noch das erste Wort aussprechen konnte, eine feste Hand über seinen Lippen. Dana funkelte ihn zornig an und zeigte mit der anderen Hand auf einen winzigen Lichtschimmer, der durch einen Spalt fiel.

Die Tür ist offen, signalisierte Qua'la mit nervösen Handbewegungen.

Ist gerade ein Diener bei ihr?, schoss es William durch den Kopf. Da zupfte Kikku'h an seinem Arm. Schräg gegenüber der Tür befand sich eine tiefe Nische, eine Art Schrank. Ohne das zusätzliche Licht, das durch den Spalt fiel, wäre er ihnen in dem kaum beleuchteten Gang wahrscheinlich gar nicht aufgefallen. Ein schwerer Stoff von unauffälliger braun-grauer Farbe hing davor und verschloss eine Nische, die nach irdischer Sichtweise die Größe einer Garage besaß, bei den Mantiden aber nur die Funktion eines Wäscheschranks erfüllte, jedenfalls schloss Bruder William dies aus einem Haufen schmutziger Tücher, die in einer Ecke lagen.

Sie drängten sich hastig hinein und hofften, dass der Diener, der die Tür offen gelassen hatte, das königliche Gemach wieder verlassen würde, ohne hinter den Vorhang zu blicken. Die Minuten verrannen. Es tat sich nichts. Mit Handzeichen bedeutete Dana, dass Bruder William den Dronte-Scanner in Betrieb nehmen sollte. Bisher war es ihnen so vorgekommen, dass das Gerät lautlos arbeitete, aber jetzt schraken sie zusammen, als nach dem Einschalten ein leises Surren ertönte.

Vorsichtig schob Dana den Vorhang einen Zentimeter zur Seite. Die Situation war unverändert. Geschmeidig wie eine Raubkatze schlüpfte sie in den Gang zurück und blickte direkt durch den Türspalt. Sie hob ihre Hand und winkte die anderen zu sich. Das Schlafgemach von Königin Ggu'kha'tha besaß gigantische Ausmaße und war hell erleuchtet. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein luxuriöses Schlafgestell mit modernster Antigravtechnik. In dem Ruhefeld schwebte die schlafende Königin.

Offensichtlich hat ein Diener vergessen, die Tür richtig zu schließen, dachte Bruder William, der vorsichtig den Sensor des Scanners durch den Spalt schob. Er blickte sich zu Kikku'h und Dana um, die direkt hinter ihm standen. Beide nickten ihm entschlossen zu. Über Williams Kopf befand sich einer von Kikku'hs Feinarmen, der eine Miniaturkamera direkt auf die schlafende Königin richtete. Eine zweite Kamera hatte die Anzeige des Scanners erfasst.

Ein Knopfdruck aktivierte das Messgerät, dessen Alarm stummgeschaltet war.

Die Anzeige verriet ihnen, was sie die ganze Zeit befürchtet hatten. Doch bevor sie dazu kamen, die zwar erwartete, aber nichtsdestotrotz erschreckende Information zu verarbeiten, stieß Qua'la einen heftigen Laut panischen Entsetzens aus. Im gleichen Augenblick flammten starke Scheinwerfer auf und tauchten den dämmrigen Domestikengang in gleißendes, blendendes Licht. Zusammen mit dem Licht wurde die

Tür in das königliche Schlafgemach aufgerissen und sie starrten in die Mündungen schussbereiter Strahler.

Der Gang war zu beiden Seiten versperrt. Von hier strahlte das grelle Licht, hinter dem sich die Silhouetten bewaffneter Leibgardisten abzeichneten. Auch Königin Ggu'kha'tha schlief nicht mehr, sondern war mit einer fast anmutigen Bewegung aus dem Antigravfeld ihres Bettes gesprungen.

»Kommen Sie doch herein«, bat sie translatorübersetzt und winkte mit knapper, herrischer Geste. »In dem staubigen Gang, in dem Sie sich drängeln, ist es doch viel zu eng …«

Bruder William war wie erstarrt und beobachtete einen Moment lang, so als ob er neben sich stünde, wie Kikku'h, Qua'la und Dana unsicher in den Raum stakten. Sprachlos, fassungslos darüber, dass sie übertölpelt worden waren. Auch Bruder William kam sich in diesen Minuten vor wie ein kleiner Junge, den man beim Äpfelklauen erwischt hatte. Ein Stoß in seinen Rücken und auch er stolperte in das königliche Gemach.

»Sieh an, meine gute Freundin, Prinzessin Qua'la ist mit von der Partie«, übersetzte der Translator die Königin. »Nun, ich will nicht so tun, als würde mich das überraschen. Im Gegenteil, wir haben Sie schließlich hier erwartet.«

Hinter ihnen wurde die Domestikentür verriegelt. Sie waren von allen Seiten umzingelt und – was noch schlimmer war – völlig unbewaffnet. Auch das war eine Vorsichtsmaßnahme gewesen, da der elektronische Überwachungsgürtel rings um die Palastanlage sonst Alarm geschlagen hätte.

»Nein, Pt'kx, gehen Sie noch nicht …«, fuhr die Königin fort. Erst jetzt sah Bruder William, dass der alte Kammerdiener mit gesenktem Haupt hinter den Leibgardisten stand, deren Waffen auf sie gerichtet waren. *Es ist aussichtslos …*

»Jeder Widerstand ist zwecklos«, flüsterte Dana, kaum dass William dieser Gedanke durch den Kopf gegangen war.

»Sehr richtig, meine Liebe«, bestätigte die Königin. »Kommen Sie her, Pt'kx. Ich muss Ihnen noch für Ihre Treue danken und Ihnen Glück wünschen. Offen gestanden hatte ich es bis vorhin nicht für möglich gehalten, dass die Menschen ihren verrückten Plan tatsächlich in die Tat umsetzen würden …«

Der Diener kam schweigend näher. Mühsam versuchte er den Blicken von Qua'la, Kikku'h, Dana und William auszuweichen. Qua'la konnte sich kaum noch beherrschen.

»So sieht also ein Verräter aus«, sagte sie. »Sie wissen, dass Sie damit nicht nur uns verraten, sondern das gesamte mantidische Volk …«

»Langsam, langsam, meine teure Freundin! Sie vergessen sich«, erwiderte Ggu'kha'tha. »Politische Analysen stehen Ihnen nicht, sie machen Sie hässlich. Deshalb sollten Sie die Bewertung der Situation schon mir überlassen …«

Pt'kx stand jetzt mit gesenktem Haupt neben der Königin und starrte

stur auf den Boden. Aus diesem Grund entging ihm, dass die Königin sich einen Strahler hatte geben lassen.

»Schauen Sie mich an, Pt'kx«, sagte sie jetzt. »Sie sollen meine königliche Dankbarkeit mit eigenen Augen sehen …« Mit diesen Worten erschoss sie den alten Kammerdiener. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte Pt'kx in sich zusammen, war aber nicht sofort tot. Unkontrolliert zuckten seine Beine. Einer der Leibgardisten richtete seine Waffe auf ihn, um ihm den Gnadenschuss zu geben. Doch mit einer herrischen Geste verbot Ggu'kha'tha es ihm und sagte: »Jetzt zu Ihnen …«

»Nein!«, schrie Qua'la entsetzt. »Das ist ungeheuerlich! Sie sind wirklich nicht mehr die Königin, die ich kannte! Sie sind ein Monster …«

»Was schreien Sie denn so, Prinzessin. Er hat seine Funktion erfüllt. Wozu diese Sentimentalität? Oder haben Sie Angst? Sie brauchen keine Angst zu haben, dass mit Ihnen das Gleiche geschieht … Ich habe nicht vor Sie zu töten, obwohl Sie es zweifellos verdient hätten …«

»Eure Majestät«, sagte Kikku'h und vollführte mit dem Anlegen der Kampfarme und dem leichten Einknicken der Vorderbeine eine vollendete höfische Begrüßung, »bitte erlaubt, Euch auf einen wichtigen Umstand aufmerksam zu machen …« Es war unmöglich den verzweifelt-spöttischen Unterton zu überhören, doch Königin Ggu'kha'tha erwiderte die Höflichkeitsfloskeln und forderte ihn zum Reden auf.

»Ich darf Eure Majestät darauf hinweisen«, fuhr Kikku'h fort, »dass diese Kameras nicht nur diesen verabscheuungswürdigen Mord aufgezeichnet haben, sondern auch die Ergebnisse des Dronte-Scans …«

»Na und?«, antwortete die Königin schnippisch. »Soll das etwa eine Drohung sein? Und wenn ja, womit?«

»Mit der Öffentlichkeit, Majestät«, erklärte Kikku'h ernst.

»Mit der Öffentlichkeit …«, wiederholte Ggu'kha'tha lachend, wobei der Translator eine seltsam schepperndes Geräusch von sich gab.

»Die Daten gehen direkt ans Studio …«, sagte Kikku'h. »Und von dort imperiumsweit auf Sendung …«

»Ach, wirklich?« Wieder lachte die Königin, brach dann aber abrupt ab und wedelte mit einem Arm. Einer der Gardisten öffnete eine verborgene Tür in der Wand, ähnlich der zum Domestikengang. Weitere Bewaffnete drangen in den Kaum. In ihrer Mitte befand sich D'koh, dessen Kampf- und Feinarme mit Magnetfesseln an den Körper gekettet waren.

»Sie erlauben«, sagte Ggu'kha'tha. »Diesen Schmuck verpassen wir Ihnen jetzt sicherheitshalber auch. Er wird Ihnen gut stehen …«

»Nein!«, schrie Qua'la. Überraschend hob die Königin den Arm und stoppte damit die Gardisten, die bereits mit gezückten Fesseln näherkamen.

»Keine Fesseln für eine Prinzessin?«, fragte sie.

Qua'la schüttelte stumm den Kopf. Es war klar, sie hatte nicht deswegen geschrien, sondern weil sie den Anblick ihres Mannes in der Hand der Feinde nicht ertragen konnte.

Dadurch wird ihr die ganze Aussichtslosigkeit der Lage bewusst …, überlegte Bruder William und beobachtete verstohlen, dass Dana in den letzten Sekunden von den anderen unbemerkt einige merkwürdige Bewegungen vollführt hatte. Dann sah er auch warum. Der winzige Ohrhörer fiel kaum auf, aber offensichtlich hatte sie ihr Armbandkom nicht umgebunden, sondern trug es in einer ihrer Uniformtaschen, sodass sie sich bei der Bedienung nur auf ihren Tastsinn verlassen musste.

»Es ist völlig gleichgültig, Majestät, was Sie mit uns machen«, sagte Dana auf einmal mit lauter Stimme. »Es ist egal, ob Sie uns fesseln, kaltblütig erschießen wie Ihren treuen Diener oder ob Sie uns direkt in ihre Operationsräume bringen, die Sie sicher schon eingerichtet haben, da ja nur ein kleiner Teil Ihres Volkes über den praktischen alten Adelskanal verfügt …«

Sie machte eine kurze Pause, aber der Königin war nicht anzumerken, ob Danas Worte auch nur den Hauch eines Eindrucks auf sie gemacht hatten. Mit einer gelangweilten Geste forderte sie Dana auf, weiterzureden.

»Ja, es ist sogar völlig egal, ob Sie uns direkt Dronte einpflanzen …«

»Einen interessanten Fatalismus legen Sie da an den Tag, den ich Vertretern der menschlichen Spezies gar nicht zugetraut hätte«, erwiderte die Königin.

»Den Fatalismus sollten Sie sich zulegen«, sagte Dana. »Denn was auch immer Sie zu tun gedenken, es wird Ihnen nichts mehr nützen. Diese Worte richte ich ausdrücklich an das, was in Ihnen steckt und nicht an die ehemalige Königin des mantidischen Imperiums.«

»Ehemalige … Königin …« Zum ersten Mal war ein leichte Irritation aus Königin Ggu'kha'thas Worten zu vernehmen.

»Während Sie sich hier mit uns abgeben«, fuhr Dana fort, »vernachlässigen Sie, beziehungsweise Ihre Leute die äußere Sicherheit des Mantis-Systems …«

Die Königin klackerte schrill. »Meinen Sie etwa Ihr Schiff, die STERNENFAUST … Sie glauben doch nicht etwa, dass ich Ihr einzelnes Schiff als eine ernsthafte Bedrohung der gesamten mantidischen Raumflotte ansehe – das kann nicht wahr sein …«

»Ist es auch nicht, Majestät. Ich meine nicht unser Schiff … Obwohl man niemals den Fehler begehen sollte, es zu unterschätzen … Ich meine das, was mir eben von der STERNENFAUST gemeldet wurde und worüber Sie offensichtlich noch nicht informiert wurden … Also ehrlich, Majestät, wenn es nicht ohnehin schon völlig sinnlos wäre, würde ich die verantwortlichen Offiziere Ihrer Nahraumüberwachung auf der Stelle rausschmeißen …«

In diesem Moment ertönte außerhalb des Gemachs lautstarkes Geschrei. Die Tür flog auf und ein sichtlich erregter Offizier drängte

sich in den Raum. Ohne auf die zahllosen Waffen zu achten, schob er die Gardisten energisch zur Seite.

»Hatte ich nicht ausdrücklich befohlen, dass ich von niemanden gestört werden will«, fauchte Ggu'kha'tha.

»Majestät«, sagte der Offizier nach einem knappen Gruß, »das müssen Sie sofort erfahren – egal welche Befehle Sie gegeben haben …«

Mit diesen Worten winkte er zwei Uniformierte herbei, die ein großes Gerät, das auf einem Prallfeld schwebte, in das königliche Schlafgemach schoben. Jetzt wurde es allmählich eng. Aber niemand achtete darauf, sondern alle Blicke richteten sich auf den großen Bildballon, der sich im Zentrum der Apparatur befand. Durch die gewölbte Oberfläche des Bildballons entstand für mantidische Augen eine dreidimensionale Darstellung.

Es handelte sich um das typische Orterbild, dessen Mittelpunkt Mantis VI zeigte. Zahllose Lichtblitze um den Planeten deuteten an, dass sich in der unmittelbaren Umlaufbahn gerade etwas Außergewöhnliches ereignete. Noch ehe die Königin einen entsprechenden Befehl geben konnte, zoomte das Bild rasch an einen der Lichtblitze heran. Ein gigantisches Kristallraumschiff wurde sichtbar.

»Was …?«, sagte die Königin leise.

»Es sind Hunderte, Eure Majestät«, erwiderte der Offizier.

»Basiru-Aluun«, sagte Kikku'h, dem der Anblick vertrauter war, als den meisten anderen im Raum. »Es ist eine Flotte der Basiru-Aluun …«

»Wo sind die hergekommen«, kreischte die Königin. »Es ist doch völlig unmöglich, dass sich eine derartige Flotte unbemerkt an unser System annähern kann …«

»Sie haben sich nicht angenähert, Majestät«, antwortete der Offizier. »Sie waren plötzlich da. Von einer Sekunde zur nächsten waren sie auf einmal da …«

Die Königin schüttelte in einer fast menschlich wirkenden Weise ungläubig den Kopf. In einem kleineren Bildfenster war immer noch die Gesamtansicht des Planeten zu sehen. Dort veränderte sich etwas. Das Lichtblitzen nahm mit einem Mal weiter an Intensität zu, sodass auf dem Orterbild wegen Überstrahlung und vielfarbigem Gefunkel fast nichts mehr zu erkennen war.

Auch das einzelne Kristallschiff auf dem großen Bild strahlte jetzt in gleißendem, pulsierenden Licht. Gleichzeitig, so als befände sich das Schiff nicht nur als Orterbild sondern real mitten in dem Raum, inmitten der Schlossanlage, begannen die Wände, die Decke und der Boden des Gemachs so stark zu leuchten, als bestünden sie aus Seidenpapier, hinter dem Scheinwerfer installiert waren.

Mit dem Licht kam die Stimme.

Sie sprach nicht, sondern bildete sich im Kopf eines jeden Einzelnen. Obwohl das, was sie in dieser Weise vermittelte, so detailliert und umfangreich wie eine vielbändige Enzyklopädie war, dauerte es doch nur den Bruchteil einer Sekunde.

Und danach begann der Exodus der Mantiden …

*

»Das gesamte mantidische Imperium?« Commodore Kim Ray Jacksons Stimme krächzte und überschlug sich gleichzeitig. Auf dem Bildschirm im kleinen Konferenzraum der STERNENFAUST sah es aus, als wolle ihr Vorgesetzter die Kamera verschlucken, die ihn aufnahm und per Bergstrom-Funk ins Schiff übermittelte.

»Das gesamte mantidische Imperium«, wiederholte Dana Frost geduldig. »Alle Mantiden wurden evakuiert und zwar innerhalb von wenigen Stunden. Die Basiru-Aluun benutzten sogenannte Lichtbrücken, die sich überall an jeder Straßenecke bildeten. Es muss sich um Materietransmitter gehandelt haben, die die Mantiden ohne Zeitverlust in ihre neue Heimat brachten.«

»Und wo ist das und vor allem, woher wissen Sie das?«, knurrte Jackson.

»Ein vertrauenswürdiger mantidischer Freund bekam von den Basiru-Aluun die Erlaubnis, nachdem die Evakuierung abgeschlossen war, uns noch einmal auf der STERNENFAUST zu besuchen, und hat uns ein Bilddokument seiner neuen Heimat überlassen. Soll ich es Ihnen überspielen, Sir?«

»Später, später, Captain. Was ist mit den Dronteträgern geschehen?«

»Die mussten dableiben. Es gab zum Glück weniger, als wir befürchtet hatten. Die meisten davon im königlichen Palast. Die Aktion der Basiru-Aluun hat verhindert, dass die Dronte ihre Pläne umsetzen konnten. Wer von ihnen, wie Königin Ggu'kha'tha, versucht hat, ebenfalls eine Lichtbrücke zu betreten, starb einen qualvollen Tod. Der Transmitter erkannte Dronte und zersetzte sie augenblicklich. Für die Wirtskörper, wie auch die Dronte selbst war das physisch nicht zu überstehen. Es muss ihnen regelrecht die Organe zerrissen haben …«

»Aber das heißt, es sind Dronteträger auf Mantis VI zurückgeblieben. Was haben Sie mit ihnen gemacht?«

»Sie meinen, was wir mit den Dronte gemacht haben, Sir?«, fragte Dana ungläubig zurück.

»Sie haben mich richtig verstanden, Captain …«

»Was hätten wir tun sollen, Sir?«

»Umbringen natürlich!« Wieder begann sich Jacksons Stimme zu überschlagen.

Man merkt ihm den Druck an, unter dem er steht, dachte Dana. *Er hat sich nicht mehr unter Kontrolle …*

»Sir«, erwiderte sie und zwang sich so ruhig wie möglich zu antworten, »Sie wissen bereits, dass wir keine vierundzwanzig Stunden hatten, um die Menschen, die auf Mantis VI gelebt und gearbeitet haben und ganz nebenbei auch uns selbst in Sicherheit zu bringen. Ganze drei weitere Schiffe der Solaren Welten waren neben der

STERNENFAUST im Mantis-System für insgesamt mehr als dreihundert Leute! Sir, das war eine logistische Meisterleistung. Uns standen keine Lichtbrücken zur Verfügung, sondern nur ein paar Shuttles … Wir haben niemanden zurücklassen müssen …«

»Außer ein paar Dronteträgern, die jetzt einen ganzen Planeten für sich allein haben!« Der Vorwurf war unüberhörbar.

»Es wäre unmöglich gewesen, sie alle ausfindig zu machen und zu eliminieren, Sir.« Allmählich schwoll Dana der Hals. »Ich gehe davon aus, Sie wissen, wie groß Mantis VI ist …«

»Es ist gut, Captain.« Auf einmal klang Jacksons Stimme nur noch müde. Es war, als hätte jemand die Luft rausgelassen. »Es war korrekt, wie Sie gehandelt haben.«

»Danke, Sir«, sagte Dana, jetzt auch merklich ruhiger.

»Konnten Sie in Erfahrung bringen, wohin die Basiru-Aluun die Milliarden an Mantiden gebracht haben?«

»Nein, Sir.« Dana zuckte mit den Schultern, die Fähigkeiten der Basiru-Aluun überstiegen nicht nur ihren Horizont.

Jackson räusperte sich. »Ihr Freund Kikku'h, wie ist der zu Ihnen in die STERNENFAUST gekommen?«

»Er war plötzlich da und hinter ihm erlosch das Licht einer Transmitterbrücke und genau so hat er uns eine Stunde später wieder verlassen.«

»Ah ja«, sagte Jackson und klang wenig überzeugt. »Und die Basiru-Aluun haben diese gewaltigen Wohltaten über die Mantiden nur deshalb ausgeschüttet, weil sie ein schlechtes Gewissen wegen irgendwelcher Untaten hatten, die sie ihnen in grauer Vergangenheit mal zugefügt hatten …?« Der Commodore formulierte das zwar als Frage, aber es war zu spüren, dass er keine Antwort erwartete. Seine Überlegung enthielt bereits die Antwort.

»Sie waren wohl der Meinung, dass die Mantiden selbst mit der Dronte-Bedrohung fertig geworden wären – hätten die Basiru-Aluun sie nicht damals nahezu in die Steinzeit gebombt«, sagte Dana. »Weil sie schuld waren, dass sich die Mantiden nicht selbst helfen konnten, übernahmen sie das.«

»Und da sie der Menschheit nie etwas getan hatten, überlassen Sie uns unserem Schicksal und nehmen unsere Verbündeten gleich mit«, schloss Jackson bitter.

»Wollen Sie gar nicht wissen, wie wir es geschafft haben, aus der Falle zu entkommen, die uns Königin Ggu'kha'tha gestellt hat?«, fragte Dana, als ihr das Schweigen peinlich wurde.

»Das habe ich bereits in Corporal Takashis Bericht gelesen«, sagte Jackson und beendete das Gespräch.

Wie Sie meinen, Sir, dachte Dana und biss sich auf die Unterlippe.

Es war keine Heldentat gewesen. Als die Verwirrung wegen der lichtdurchfluteten Ankunft der Basiru-Aluun alle Aufmerksamkeiten auf sich gezogen hatte, waren sie einfach auf dem gleichen Weg aus dem Palast hinausmarschiert, auf dem sie ihn betreten hatten: durch

das Gewirr der Domestikengänge, die auf einmal in dem alles durchstrahlenden Licht glänzten, als bestünden sie aus Gold, zugegeben, staubigem Gold … Niemand hielt sie auf.

Die zuvor von Dana heimlich alarmierten Marines landeten in dem Moment auf dem Botschaftsgelände, als auch sie in Qua'las Gleiter wieder dorthin zurückkehrten. Im Nachhinein wusste Dana, dass es unnötig gewesen war, sie zu rufen. Sie verabschiedeten sich von Kikku'h, Qua'la und D'koh, den sie auf der Rückfahrt von seinen Fesseln befreit hatten. Die Anordnungen, die sich in ihrer aller Gedächtnis manifestiert hatten, waren deutlich gewesen. Jeder wusste, dass nicht mehr viel Zeit blieb …

*

Die von Mantis VI evakuierten Menschen, hauptsächlich Botschaftsangehörige sowie die Mitarbeiter einiger Handelsstationen hatten jeden verfügbaren Raum in der STERNENFAUST in Beschlag gelegt. In jedem Aufenthaltsraum lagen jetzt Matratzen und Decken. Eine Reihe von Crewmen teilten sich, da sie zu unterschiedlichen Schichten eingeteilt waren, ein Bett im fliegenden Wechsel. An Privatsphäre war nicht mehr zu denken. Trotz dieser Bemühungen mussten viele Leute auf den Gängen schlafen. Doch niemand empfand das als besonders schlimm, schließlich war jeder froh, gerade noch rechtzeitig aus einem Dronte-Nest entkommen zu sein, kurz bevor die Seuche richtig zuschlagen konnte.

Bruder William hatte seine Einzelkabine geräumt und schlief jetzt vorübergehend in einem öligen Winkel des Maschinenraums, wo ihm Lieutenant Jefferson einen Platz freigeräumt und ein paar alte Decken gegeben hatte. Dieser Platz lag so weit von seiner Kabine entfernt, wie dies auf dem Schiff nur möglich war.

Seine Kabine teilten sich jetzt vorübergehend Schwester Janisa und Rana Quaid. Wie er gehört hatte, teilten sie sich schwesterlich den vorhandenen Platz. Eine Nacht durfte Janisa das Bett benutzen und Rana schlief auf dem Boden, in der nächsten Nacht war es umgekehrt …

ENDE



Notlandung auf Debrais VII

von Alfred Bekker

Es ist klar, dass das Star Corps den Brückenkopf an der Transalphaseite des Wurmlochs nicht ewig halten kann.

Doch bevor sich die Flotte zurückzieht, müssen noch die Wissenschaftler evakuiert werden, die auf Debrais VII versuchen, ein Mittel gegen die Dronte zu finden.

Die STERNENFAUST II, als modernstes Schiff der Solaren Welten, soll die Männer retten.

Doch der Plan schlägt fehl!